BIBL. NAZIONALE
CENTRALE-FIRENZE
819
12

819
12
5. A1

Napoleon III.

Von

Heinrich von Sybel.

Bonn.
Verlag von Max Cohen & Sohn.
1873.

319
12

Napoleon III.

Von

Heinrich von Sybel.

Bonn.

Verlag von Max Cohen & Sohn.

1873.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Die folgenden Blätter wiederholen, mit kleinen Verbesserungen und Zusätzen, zwei in Cöln am 1. und 8. März d. J. gehaltene Vorlesungen. Die darin gegebenen Aufschlüsse über Persigny's Mission nach Berlin, Herbst 1851, haben weitere Mittheilungen darüber in der Norddeutschen Allgemeinen und in der Spener'schen Zeitung veranlaßt. Jene bestätigte die weiterhin von mir erwähnte Thatsache, daß auch in den folgenden Jahren französische Freundschaftserbietungen in Berlin wiederholt worden seien, und erklärte zugleich die 1859 aus Wien an befreundete Blätter überlieferte Angabe, Persigny habe nach seiner Abweisung in Berlin auf der Stelle dem dortigen österreichischen Gesandten Prokesch Bundesanträge gemacht, für unbegründet und unmöglich. Dies erhelle, wurde weiter bemerkt, aus der Thatsache, daß Napoleon bald nachher, als umgekehrt Fürst Schwarzenberg ihm die österreichische Allianz angeboten, entschieden abgelehnt habe. Ich bekenne, daß ich diesen Schluß, wenn auch für wahrscheinlich, doch nicht für

zwingend halten kann. Napoleon hat mehr als einmal mit zwei unter einander gespannten Parteien verhandelt, mehr als einmal sich gleichzeitig die Wege zu völlig entgegengesetzten Zielen offen zu halten gesucht. Für jetzt kann ich nur bei dem im Texte ausgesprochenen non liquet bleiben. Immer aber dünkt mich nach dem bisher bekannten Material nichts unwahrscheinlicher als der Inhalt eines Briefes des Ritters von Bunsen an Herrn von Stockmar, welchen die Spener'sche Zeitung veröffentlicht hat. Danach hätte Napoleon Ende 1851 dem Wiener Hofe nichts Geringeres vorgeschlagen, als eine völlige Umgestaltung Europa's, Ueberweisung Belgiens und Rheinlands an Frankreich, Hannovers und Oldenburgs an Preußen, Rumäniens an Oesterreich, Constantinopels an Rußland. Es wäre der Gedanke eines größen Offensivbundes gegen England gewesen, unmittelbar nach dem Pariser Staatsstreich. Ich vermag mir nicht vorzustellen, daß Napoleon schon damals so weit mit der Sprache herausgegangen sein sollte.

H. v. S.

Es iſt ein ſeltſames Schauſpiel bei dem Tode eines Mannes, der beinahe zwanzig Jahre lang die Geſchicke eines großes Reiches gelenkt und während der Hälfte dieſer Zeit die Politik Europas beherrſcht hat, dieſe Flut widerſprechender Urtheile, wie wir ſie bei dem Hinſcheiden Napoleon's III. vor Augen haben. Zu Lob und Tadel wird das Wörterbuch in ſeinem ganzen Umfange erſchöpft; wir vernehmen die Töne der Bewunderung und des Haſſes, der dankbaren Liebe und der wilden Verachtung; ein unfähiger Politiker, ein Wohlthäter Europas, ein Abenteurer und Bandit, ein Meiſter der Regierungskunſt: ſo ſchallen die Urtheile durch einander und werden von den Völkern und den Parteien in lebhafter Bewegung verhandelt. Er ſelbſt hat ſchweigſam gelebt und iſt ſchweigſam geſtorben, ein unbequemes und aufregendes Räthſel für die öffentliche Meinung der Zeitgenoſſen. Gewiß iſt ſo viel: wer einen ſolchen Lebenslauf hat zurücklegen und ſolche

Leidenschaften in Bewegung setzen können, ist kein unbedeutender, und vor Allem, er ist kein gewöhnlicher Mensch gewesen. Er ist nicht unter die einfachen Kategorieen von Gut oder Schlecht, Groß oder Mittelmäßig unterzubringen; nach und neben einander zeigt er die verschiedensten Eigenschaften, ist immer ein Anderer als er ankündigt, in scheinbarer Unbeweglichkeit immer ruhelos beschäftigt und schließlich stets derselbe trotz alles schillernden Wechsels. So wenig nun sich zur Zeit, im echten Sinne des Wortes, die Geschichte Napoleon's III. schreiben läßt, so hat doch auch heute schon der Versuch nicht geringen Reiz, aus einem Ueberblicke der wichtigsten Entwicklungspunkte seines Lebens ein Gesammtbild seiner Persönlichkeit zu gewinnen und dann vielleicht die innere Einheit derselben zu veranschaulichen. Als einen solchen Versuch bitte ich die folgende Darlegung aufzunehmen. Ich verzichte dabei von vorn herein auf alles, was zur Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit der Darstellung erforderlich wäre; ich werde große Kriegsactionen nur in drei Worten berühren, einzelne Momente persönlichen Eingreifens ausführlich schildern, wie es die Aufgabe fordert und das mir zu Gebote stehende Material verstattet.

Eines darf ich im voraus verheißen, die objective Geſinnung hiſtoriſcher Betrachtung. Vor jeder Ueberſchätzung des verſtorbenen Kaiſers würde mich, wenn nichts Anderes, allein ſchon ſeine gegen Deutſchland befolgte Politik ſichern. Auf der anderen Seite bin ich ihm perſönlich zu großem Danke verpflichtet durch die höchſt liberale Eröffnung der pariſer Archive für meine hiſtoriſchen Forſchungen; bei den hiedurch veranlaßten Geſprächen habe ich ſeine geiſtige Bedeutung und die gewinnende Liebenswürdigkeit ſeines perſönlichen Verkehrs vor Augen gehabt: Niemand kann weniger als ich geneigt ſein, auf ſein Andenken einen Stein zu werfen.

Ich beginne mit einer Bemerkung, die mir erheblich ſcheint, um von Anfang an für unſere Betrachtung den richtigen Augenpunkt zu gewinnen. Napoleon III. war eben ſo wenig wie ſein großer Oheim, ja, vielleicht noch weniger als dieſer, Franzoſe im prägnanten Sinne des Wortes. Der Oheim, durchaus Italiener und bis zum zwanzigſten Lebensjahre mit bitterem Haſſe gegen die franzöſiſchen Zwingherren ſeiner Heimatinſel erfüllt, wurde Franzoſe, als die Revolution ſeinem Ehrgeize weite

Bahn zu eröffnen verhieß, um fortan Frankreich als Mittel für seine Herrschsucht ohne Schranken zu verwerthen. Der Neffe, in Paris geboren, hatte französisches Blut wenigstens von der Mutterseite in den Adern, sein Schicksal aber führte ihn so, daß er vom sechsten bis zum vierzigsten Jahre, also in der Lebensperiode, welche die abschließende Gestaltung der menschlichen Natur bestimmt, in aller Herren Länder, nur nicht in Frankreich lebte, daß er von Frankreich nichts sah als die Wände der Gefängnisse nach seinen beiden Attentaten; daß er den größten Theil seiner Schulbildung auf dem deutschen Gymnasium in Augsburg und seine militärische Erziehung in der Schweiz empfing; daß er die Schule der revolutionären Demagogie in Italien durchmachte und zum Staatsmanne in englischer und amerikanischer Umgebung heranwuchs; daß er mithin die ganze Summe seines geistigen Wissens und Könnens fünf andern Culturvölkern, nur nicht dem französischen, verdankte. Gewiß hing er seit dem ersten Tage seines Bewußtseins mit allen Fasern der Seele an Frankreich, nur nicht nach dem naturwüchsigen Zuge des Heimatsinnes und der Vaterlandsliebe, sondern weil der Thron

des Oheims, dem er mit fataliſtiſcher Selbſtgewißheit nachſtrebte, eben auf franzöſiſchem Boden geſtanden hatte und nur dort und auf keinem andern wieder aufgerichtet werden konnte. Wie dem Oheim war auch ihm Frankreich nicht Zweck, ſondern Mittel; wie bei dem Oheim gingen auch bei ihm von Anfang an die politiſchen Entwürfe weit über Frankreichs Grenzen und Frankreichs Intereſſen hinaus, was denn allerdings eine Zeit lang der franzöſiſchen Ruhmliebe ſchmeichelte, bald genug aber ihn auf den Weg der vernichtenden Kataſtrophen führte.

Die Erbſchaft des Oheims war ſein Verhängniß. Seine Mutter Hortenſe, eine lebhafte, begabte und ehrgeizige Frau, die mit glühender Begeiſterung das Andenken des großen Kaiſers pflegte, entzündete bei dem Sohne ſchon im erſten Knabenalter dieſelbe Verehrung und erfüllte ſeine junge Seele mit dem Einen Gedanken, daß er und ſein Bruder vor allen andern Menſchen berufen ſeien, die angeſtammte Glorie des Hauſes Bonaparte wieder herzuſtellen. Karl Ludwig, wie damals dieſer jüngere Sohn genannt wurde, nahm ſich übrigens gar nicht ſo aus, als wenn ihn die Natur zu dem wagehalſigen Treiben

eines Kronprätendenten beſtimmt hätte. Er war ein ſtiller und freundlicher Knabe, ohne alle kindliche Lebhaftigkeit, lernbegierig und beſchaulich, gutmüthig und hülfreich, in allem Treiben bedächtig und langſam, nur daß hinter der ruhigen Außenſeite zuweilen eine heftige Leidenſchaft und ſtets eine zähe Willenskraft bemerklich wurde. „Mein ſanfter Starrkopf“, pflegte ihn die Mutter zu nennen. Er hatte in jenen Jahren eine Milchſchweſter zur Spielgefährtin, welche ſpäter eine in jeder Beziehung höchſt ausgezeichnete Dame wurde, auch während der Kaiſerzeit mit Napoleon in naher und nicht ſelten einflußreicher Freundſchaft blieb und ſein Inneres kannte wie wenige Menſchen. Vor etwa zehn Jahren hatte ich die Ehre, ihre Bekanntſchaft zu machen. Im vertrauten Kreiſe fragte Jemand, ob der Kaiſer Gemüth habe. „Gewiß“, rief ſie, „hat er Gemüth, ganz im deutſchen Sinne. Er iſt von einer weichen, freundlichen Natur; er möchte überall ſeiner Umgebung Freude machen: er ſorgt für die Menſchen mit der eingehenden Achtſamkeit, mit der ein Gärtner ſeine Blumen pflegt. Aber es gibt eine Stelle in ſeinem Innern, an die man nicht rühren darf; das iſt das Recht und das Wachſen ſeiner Dynaſtie.

Wird ihm darin widersprochen, so bricht die Leidenschaft durch alle Schranken: er wird ein Tiger.“ Sie fügte dieser Schilderung eine Erinnerung aus jener Kinderzeit hinzu. Der Prinz mochte zwölf Jahre alt sein, als sie einmal im Garten von Arenenberg unter den Fenstern des Schlosses mit ihm plauderte und bei irgend einer Wendung des Gespräches ihn wegen seiner Kaiserträume muthwillig verhöhnte. Es blitzte auf in seinen Augen; aber er nahm sich zusammen, blieb ganz freundlich, lockte sie unbefangen schwatzend vom Schlosse hinweg in den Park, bis er an einer einsamen Stelle, vor jeder Beobachtung sicher, plötzlich auf sie zusprang, mit beiden Händen ihren Arm packte und heiser vor Wuth sie anschrie: „Widerrufe, was du gesagt hast, widerrufe, oder ich zerbreche dir den Arm!“ So scharf, sagte sie, hätte er zugegriffen, daß sie acht Tage lang den Arm nicht hätte frei bewegen können.

Wir sehen schon bei dem Kinde die völlig tragische Complication, die fast an Hamlet's Schicksal erinnert. In die Seele des Knaben pflanzt die angebetete Mutter einen dämonischen Ehrgeiz, der allmählich wachsend sein ganzes Innere ausfüllt

und ihn über jedes andere Sittengebot hinweghebt. Sie legt eine Aufgabe auf ihn als ererbtes Recht, als heiligen Beruf, die seine Kräfte übersteigt, der natürlichen Richtung seines Innern widerspricht und damit seine sittliche Natur aus allen Fugen treibt.

Die Julirevolution von 1830 rief den jungen Bonaparte zum ersten Male in das öffentliche Leben. Hortense hatte gleich auf die erste Nachricht nach Paris eilen wollen; das wurde durch die rasche Thronbesteigung Louis Philippe's verhindert. Nun aber hatten die pariser Demokraten Verbindungen mit den Unzufriedenen aller Länder und gaben für Italien, da in Neapel, Toscana, Piemont Alles ruhig blieb, der gährenden Bevölkerung des Kirchenstaates, Modenas und Parmas das Zeichen zur Erhebung. Der Aufstand, auf die Reste der Carbonaria und einen Theil der gebildeten Bürgerschaften beschränkt, war getragen durch den grimmigen Zorn gegen die elende priesterliche Verwaltung, proclamirte den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes, entbehrte aber innerer Einheit und fester Führung. Die beiden Söhne Hortense's befanden sich damals in Italien und schlossen sich, trotz aller Abmahnungen ihres Vaters, der von

den ehrgeizigen Träumen seiner Familie nichts wissen wollte, einer bewaffneten Schaar an, die von Bologna gerades Weges auf Rom loszog. Die Bonaparte's drängten den etwas unentschlossenen General Sercognani zu energischem Vormarsche; sie kamen bis Rieti, dort aber stellte sich ihnen der Bischof Gabriel Ferretti entgegen, bestimmte einen großen Theil ihrer Truppe zum Abfall und nöthigte so den General zum Rückzug. Uebrigens fanden die beiden Prinzen hier keine Gelegenheit zu weiteren Thaten; die revolutionäre Regierung von Bologna fürchtete, durch ihre Verwendung sich den König Louis Philippe zu entfremden, und internirte sie in eine entlegene Garnison. Dort starb der ältere Bruder an den Masern; der jüngere, der seitdem sich Louis Napoleon nannte, entkam bei dem Einrücken der Oesterreicher unter vielfachen Abenteuern nach Frankreich und ging dann in die Schweiz zurück. Bei diesem Verlaufe der Dinge ist es kaum wahrscheinlich, daß der Prinz mit den Mazzinisten schwere Eide für alle Zukunft ausgetauscht hätte; seine spätere Intervention in Italien ist auch ohne dies vollkommen erklärlich.

Nach Arenenberg zurückgekehrt, vertiefte er sich in artilleristische und staatswissenschaftliche Studien,

war überall wegen seines ruhigen und freundlichen Auftretens wohl gelitten, erweckte aber bei Niemanden hohe Erwartungen von künftigen großen Thaten. Wie als Knabe war er schweigsam und in sich gekehrt, nach außen von einem unglaublichen Phlegma, bei einem glühenden Ehrgeiz ohne die sinnliche Stärke des Helden, ohne die rasche Entschlossenheit des Staatsmannes. Er las, grübelte, schriftstellerte, spann Entwürfe aus Entwürfen, baute seine Pläne zu wohlgerundeten Systemen zusammen, ohne jedoch praktische Handhaben zu ihrer Verwirklichung zu finden. Auf's Neue bemerken wir den tragischen Widerspruch zwischen seiner Natur und der Lebensaufgabe, die er in blindem Glauben auf sich genommen. Niemand konnte dem gewaltigen Soldatenkaiser unähnlicher sein, als der talentvolle, aber ganz nach innen gekehrte, in Meditation versunkene, stets im Handeln unsichere Jüngling. Erst als der Unterofficier Fialin, der spätere Graf Persigny, sich ihm anschloß, schritt er nach dessen Rathschlägen 1836 zu dem Straßburger Aufstandsversuch; er hatte Muth genug, sich mit wenigen Begleitern in die Casernen der königlichen Truppen zu wagen; als er aber den Soldaten gegenüber-

ſtand, fehlte ihm die friſche Kraft, die Menſchen mit ſich fortzureißen, und das Befehlswort eines energiſchen Oberſten machte ihn zum Gefangenen. Er wurde dann nach America exilirt, eilte aber bei dem Tode ſeiner Mutter wieder in die Schweiz und ging bald darauf nach England hinüber. Hier führte er ein etwas obſcures Leben, zuweilen in der guten londoner Geſellſchaft, meiſt aber im Verkehre mit politiſchen Flüchtlingen und ſonſtigen Abenteurern, die auf gutes Glück ſich um den zähen und unerſchütterlichen Prätendenten ſammelten. Trotz des ſtraßburger Mißlingens fuhr er fort an ſeinen Stern zu glauben; Tag und Nacht ſann er auf ein neues Unternehmen und veröffentlichte 1839 als Vorbereitung deſſelben ſein politiſches Programm: Les Idées Napoléoniennes. Das Buch iſt merkwürdig in mehr als einer Beziehung. Im Weſentlichen beruht der Inhalt deſſelben auf der Darſtellung, welche der Gefangene auf St. Helena von ſeiner Politik gegeben, auf jenen Erörterungen, nach welchen alle ſeine Kriege, all ſein Despotismus nur den erhabenen Zwecken der demokratiſchen Gleichheit und einer neuen Völkerföderation Europas gedient hätten. Aber der Neffe zeigt ſich, indem

er die Grundſätze des Oheims verherrlicht, durchaus nicht als ſclaviſchen Abſchreiber deſſelben; ſein Buch iſt von eigenen Wahrnehmungen über die modernen Verhältniſſe erfüllt und dabei ſehr klar, präcis und eindringlich geſchrieben. Vor Allem aber frappant iſt die Offenheit und Aufrichtigkeit, mit welcher der Prätendent, im Begriffe eines neuen Erhebungsverſuches, Frankreich und Europa ſein Syſtem entwickelt, und zwar nicht wie heute der Graf von Chambord in allgemeinen Phraſen ein Princip und eine Fahne aufpflanzt, ſondern in ausführlicher Erörterung alle leitenden Geſichtspunkte ſowohl der innern als der auswärtigen Politik feſtſtellt. Wie er hier geſchrieben, genau ſo hat er ſpäter gehandelt, und wenn ſich die Franzoſen über das Letztere gewundert und beklagt haben, ſo können ſie wenigſtens den Vorwurf irgend welcher Täuſchung nicht erheben.

Er beginnt mit der Erklärung, daß Alles, was in Europa groß, fruchtbar, zukunftreich ſei, von dem erſten Napoleon herrühre. Indem er die Grundſätze deſſelben analyſirt und rechtfertigt, will er nicht ſo ſehr Aufſchluß über die vergangenen als ein Vorbild für die kommenden Tage ge-

winnen. Er findet nun den kaiſerlichen Abſolutismus in jeder Hinſicht gerechtfertigt, denn die franzöſiſche Geſellſchaft ſei durchaus demokratiſch, von heftigen Parteiungen zerriſſen, der politiſchen Moralität beraubt und ohne Achtung vor irgend welcher Autorität. Daraus ſchließt er ein Doppeltes: die Regierung muß völlig demokratiſch, und ſie muß unbedingt ſtark ſein. Sie wird demokratiſch, indem ſie die Gleichheit Aller vor dem Geſetze, offene Laufbahn für jedes Talent, Freiheit der Arbeit und des Verkehrs verkündigt, keine Vorrechte der Geburt anerkennt und die politiſchen Wahlen dem allgemeinen Stimmrechte anheimgibt. Sie iſt ſtark, indem ſie die politiſche Gewalt in der Hand des einzigen Repräſentanten der ganzen Nation, des Kaiſers, vereinigt, die Rechte der Kammern auf ein beſcheidenes Maß zurückführt, das Gezänk der Parteien und der Preſſe verhindert. Der Kirche erweiſt der Kaiſer alle Ehre und ſtarken Schutz, ohne ihr einen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu verſtatten. Die politiſche Freiheit iſt das hohe, aber freilich noch ſehr entfernte Ziel, für welches die kaiſerliche Regierung das Volk allmählich heranzubilden hat. Sie wird die Krönung des Gebäudes ſein, wie es

Napoleon ſpäter ausdrückte: für jetzt gilt es, durch Herſtellung der Autorität und der Eintracht die Fundamente zu legen.

Die auswärtige Politik wird in dem Buche weniger ausführlich behandelt, immer aber die Tendenz des Verfaſſers deutlich genug bezeichnet Wenn er in den inneren Fragen das Syſtem des Oheims in vollem Umfange acceptirt, ſo macht er hier einige Einſchränkungen. Er beklagt, daß jener durch Haſt und Ueberſtürzung ſich die endliche Niederlage bereitet, daß er ſich zu tief in die Frankreich fremden deutſchen Angelegenheiten eingelaſſen, daß er, allerdings zu eigenem großen Bedauern, in kriegeriſchen Conflict mit Preußen, ſeinem natürlichen Bundesgenoſſen, gedrängt worden ſei. Es komme ſtets darauf an, bemerkt der Neffe, nicht die Dinge nach dem Syſtem zu preſſen, ſondern das Syſtem den Ereigniſſen anzupaſſen. Er denkt alſo weniger heftig und hitzig zu verfahren, als Napoleon I., nicht ſo grenzenlos in das Weite zu ſchweifen, nicht ſo leidenſchaftlich jede Rückſicht auf die Gefühle der Anderen aus den Augen zu ſetzen. Aber wenn er ſomit, ſeiner Individualität und den Zeitverhältniſſen gemäß, auf mildere Mittel und

verſtändig begrenzte Zwecke dringt, ſo faßt er doch auch hier im Weſentlichendie Aufgabe ganz bonapartiſtiſch. Indem er die feige Friedenspolitik Louis Philippe's als ehrlos brandmarkt, erklärt er, daß Frankreich berufen ſei, eine große Umgeſtaltung Europas zu vollziehen, im Intereſſe Aller, im Dienſte der Civiliſation, mit der Kraft des civiliſatoriſchen Genius. Nicht in der Pflege und Stärkung der franzöſiſchen Intereſſen ſieht er ſeine letzte Aufgabe; weltbürgerlich wie der Oheim faßt er ſeinen Beruf. Wie er im Einzelnen ſich die geforderte Umgeſtaltung des Welttheils vorſtellt, erfahren wir hier noch nicht; nur ſo viel erhellt, daß er ſie in allmählicher Entwicklung, und wenn möglich, im Einverſtändniß mit Preußen*) zu vollziehen gedenkt.

Auf dieſes Programm hin unternahm der Prinz 1840 das Attentat von Boulogne, welches bekanntlich noch kläglicher als das ſtraßburger ſcheiterte und ihm eine ſechsjährige Haft in Ham eintrug. Er galt damals für eine lächerliche Figur, hatte bald aber Grund, ſein Mißgeſchick zu preiſen. Seine Gefangenſchaft richtete die Blicke aller Mißvergnüg-

*) Vgl. beſonders Oeuvres I, 133, 136, Ausgabe von 1856.

ten in Frankreich auf ihn; die demokratiſche Oppoſition trat mit ihm in Verbindung, ſein Name begann wieder die Aufmerkſamkeit der Maſſen zu feſſeln. 1846 glückte es ihm, aus der Feſtung hinüber nach England zu entkommen, und gleich nach der Revolution des Februar begann er eifrige Bemühungen, in der neuen Republik feſten Fuß zu faſſen. Es iſt nun bekannt, wie ſofort der Name Napoleon den alten Zauber bewährte, wie der Prinz in fünf Departements zum Abgeordneten, und am 10. December 1848 zum Präſidenten der Republik mit mehr als fünf Millionen Stimmen gewählt wurde, während der bisherige Dictator, der republicaniſche General Cavaignac, es nur auf anderthalb Millionen Stimmen brachte. Jene fünf Millionen waren allerdings nicht ſämmtlich Anhänger eines bonapartiſtiſchen Empire; ein großer Theil der Socialiſten, Orleaniſten nnd Legitimiſten ſtimmte für den Prinzen nur aus Haß gegen den General Cavaignac. Die eigentliche Entſcheidung aber gab, zu aller Welt Ueberraſchung, der Beitritt der mächtigen clericalen Partei. Noch im September hatte Papſt Pius IX., hart bedrängt in Rom durch die republikaniſche Partei, den General Cavaignac um

die Sendung eines französischen Truppencorps zu seinem Schutze gebeten; der General hatte das Gesuch ablehnen müssen, da die französische Verfassung den Grundsatz aussprach, daß die Republik sich niemals in die Verhältnisse eines unabhängigen Volkes mischen werde. Er bot statt dessen dem Papste ein ehrenvolles Asyl in Frankreich an; Pius sprach ihm dafür im October den wärmsten Dank aus und äußerte nur das Bedenken, daß vielleicht bei der Präsidentenwahl Louis Napoleon, der schlimme Feind der Kirche, siegen und dann Frankreich für den Papst ein gefährlicher Aufenthalt sein möchte. Er entfloh statt dessen aus Rom im November nach Gaeta. Wie kam es nun, daß vier Wochen nachher der Prinz, der schlimme Feind der Kirche, alle Stimmen des Clerus auf sich vereinigte? Die Thatsachen zeigen es. Drei Monate nach seiner Erwählung that er, trotz jenes Verfassungsartikels, was Cavaignac verweigert hatte: er, der Freischärler von 1831, der frühere Bekämpfer der weltlichen Papstgewalt, schickte jetzt ein Armeecorps nach Rom, um dort die Republik zu stürzen und die Regierung des Papstes wieder herzustellen. Die Mehrheit der Franzosen jubelte Beifall, die

Einen aus kirchlichem Fanatismus, die Andren, weil eine französische Besatzung in Rom den französischen Einfluß auf der ganzen Halbinsel stärkte. Um so weniger wird ihm die Verfassungsverletzung oder der Abfall von den früheren Grundsätzen Scrupel gemacht haben; der Schritt war nöthig, damit wieder ein Bonaparte an die Spitze Frankreichs komme; dies war für ihn entscheidend in jeder Hinsicht. Er sollte erst später erfahren, wie verhängnißvoll für seine ganze Zukunft diese römische Expedition werden würde. Gewisse Unbequemlichkeiten traten freilich auf der Stelle hervor. Sehr nachdrücklich hatte er den Römern constitutionelle Reformen versprochen, fand sich aber völlig ohnmächtig, bei dem Papste die geringste Concession durchzusetzen. Pius wußte sehr wohl, daß der Prinz die Unterstützung der clericalen Partei weiter bedürfen und diese nicht so leicht durch Abberufung der Franzosen aus Rom beleidigen würde. Er nahm also deren Schutz als selbstverständliche Dienstleistung hin, ohne ihrer Regierung den mindesten Einfluß auf die römische Verwaltung zu gestatten.

Desto besser gelang es dafür dem Präsidenten in Frankreich selbst. Wie er hier mit dem größten

Geſchicke die National-Verſammlung zu discreditiren, die Parteien zu zerſetzen, die Demokraten durch Verheißung des allgemeinen Stimmrechts zu ködern, den ruheliebenden Bürgern ſich als das einzige Bollwerk gegen neue communiſtiſche Revolutionen zu empfehlen wußte, kann ich wieder als allbekannt vorausſetzen. Endlich 1851 erachtete er ſeine Stellung ſtark genug, um den Sturz der republikaniſchen Verfaſſung auf die Tagesordnung zu bringen. Daß der Eid, den er auf dieſelbe abgelegt, ihn nicht hinderte, verſtand ſich ihm von ſelbſt. Seit dem Tode ſeines Bruders fühlte er ſich von Rechts wegen als Kaiſer von Frankreich; wenn die unbeſugten Uſurpatoren, die ihm ſein Erbe vorenthielten, ihn durch erzwungene Schwüre zu binden ſuchten, ſo ſchien ihm das nur ein Grund mehr, dieſe Verbrecher vom Erdboden wegzufegen.

Ehe der Prinz in Paris zur That ſchritt, wünſchte er ſeine künftige Stellung durch einen auswärtigen Rückhalt zu ſtärken. Er ſandte alſo wenige Wochen vor dem Staatsſtreiche einen ſeiner Vertrauteſten, Herrn v. Perſigny, nach Berlin mit dem Antrage auf eine franzöſiſch-preußiſche Allianz. Perſigny gab über das Syſtem ſeiner Regierung

ausführliche Erörterungen, in amtlicher wie in vertraulicher Form, besonders in langen Gesprächen mit General Radowitz, durch den er mehr als durch die Minister auf König Friedrich Wilhelm IV. zu wirken hoffte. So viel ich weiß, sind über diese Verhandlungen bisher nur unbestimmte Notizen in die Oeffentlichkeit gekommen; ich lege sie also etwas ausführlicher vor*), da sie für die napoleonischen Bestrebungen in hohem Maße charakteristisch sind. „In den inneren Verhältnissen," erläuterte Persigny dem preußischen General, „steht es bei uns völlig anders als in Deutschland: alle idealen Begriffe, alles Ansehen von Recht und Gesetz ist bei uns durch eine fünfzigjährige Revolutionszeit pulverisirt; es gilt nur die materielle Macht. Mächtig aber ist nur, wer organisirt ist; organisirt ist bei uns nur die Armee und das Proletariat. Die Armee haben wir durch den Namen Napoleon, das Proletariat werden wir haben durch reichliche Beschäftigung und Ernährung. So kann uns die Herrschaft nicht fehlen." Ueber Frankreichs Stellung in Europa bemerkte er Folgendes: „Wir wissen, daß Napoleon I. prosperirt hat, so lange er sich

*) Nach mündlicher Mittheilung des Generals von Radowitz.

auf Frankreichs natürlichen Beruf, die Hegemonie über den ſtammverwandten romaniſchen Süden, beſchränkt hat. Er iſt zu Grunde gegangen durch das widerſinnige Streben, Deutſchland in den Bereich ſeiner Herrſchaft zu ziehen. Dadurch hat er zugleich den Bruch mit England verewigt, und nun wiſſen wir, daß Frankreich in einem Kampfe zugleich gegen England und Deutſchland zwar Siege erringen, aber nicht auf die Dauer triumphiren kann. Das iſt ihm, dem größten Feldherrn aller Zeiten, nicht gelungen, und wir haben keinen ſolchen Feldherrn mehr. Wir wünſchen für eine lange Zukunft zu bauen, und wiſſen uns zu beſchränken. Unſer Intereſſe und unſer Ehrgeiz geht nach Süden: wir können nicht länger dulden, daß Oeſterreich über ganz Italien gebietet. Euch aber ſteht Oeſterreich in Deutſchland ebenſo im Wege, wie uns in Italien: alſo weiſen unſere Intereſſen uns ſchnurſtracks auf eine Allianz gegen den gemeinſamen Feind."

Auf die Frage, was dann werden ſolle, wenn Oeſterreich gedemüthigt ſei, lautete die Antwort: „Wir wünſchen bleibende Verhältniſſe zu ſchaffen, alſo weder durch blinden Ehrgeiz Europa gegen uns

zu entflammen, noch durch bornirte Habgier gegen die Natur der Dinge zu ſündigen. Die Natur der Dinge fordert aber in Italien wie in Deutſchland eine nationale Conſtituirung. Für uns iſt der Gewinn groß genug, wenn wir Oeſterreich aus Italien ausweiſen; möge das Land ſich dann nach ſeinen Wünſchen einrichten. Wenn Ihr uns dazu helft, ſo ſind wir ganz einverſtanden, daß Ihr dann Deutſchland den nationalen Beſtrebungen entſprechend conſtituirt. Für uns begehren wir weder hier noch dort einen materiellen Vortheil."

Die letzte Aeußerung führte zu einer näheren Explication. „Wir trachten," betheuerte Perſigny, „nach keiner Eroberung. Frankreichs Macht iſt groß genug, um bei richtigem Gebrauch die Welt damit zu bewegen und zu lenken, während wir als Eroberer die Welt gegen uns bewaffnen würden. Wenn wir irgend können, werden wir ernſtlich trachten, auch nicht eine Scholle fremden Landes uns anzueignen. Freilich iſt es für uns ſelbſt ungewiß, ob wir nicht der öffentlichen Meinung Frankreichs einen ſogenannten reellen Gewinn werden zeigen müſſen: träte der Fall ein, ſo würden wir dann an Savoyen oder Landau denken."

Die ganze Erörterung könnte ein Capitel der Idées Napoléoniennes bilden, eine etwas speciellere Anwendung und Durchführung der 1839 aufgestellten Sätze. In ihrer Form ist sie unverkennbar dem Standpunkte des preußischen Hörers angepaßt, indessen erhält die wiederholte Bekräftigung völliger Uneigennützigkeit bereits durch Persigny's Schlußworte die richtige Beleuchtung. Sie entwickelt ein großes Schema, mehr nach allgemeinen doctrinären Voraussetzungen als nach genauer Kenntniß der wirklichen Verhältnisse: immerhin ist es das System, welches Louis Napoleon ein Jahrzehnt mit unablässiger Consequenz befolgt hat.

Preußen lehnte die französische Aufforderung höflich aber kategorisch ab. In der That, es war ein starkes Stück, König Friedrich Wilhelm IV. solche Zumuthungen zu stellen, der bündigste Beweis für die theoretische Sicherheit, mit welcher Louis Napoleon an die unwiderstehliche Anziehungskraft des Systems glaubte. Jeder im wirklichen Sinne des Wortes praktische Staatsmann hätte ihm sagen können, daß damals, ein Jahr nach Olmütz, der König den Gedanken der deutschen Einheit, der Preußen auf revolutionäre Wege gedrängt, ver-

abſcheute, und Oeſterreich, das ihn freilich mit rauher Hand davon hinweggeriſſen, verehrte. Oeſterreichiſcherſeits hat man 1859 verſichert, Perſigny, von Preußen zurückgewieſen, habe ſofort bei Herrn von Prokeſch, damals öſterreichiſcher Geſandter in Berlin, über ein Wien-Pariſer Bündniß auf Preußens Koſten ſondirt, aber gleichen Mißerfolg wie bei König Friedrich Wilhelm erlebt. Unmöglich wäre die Sache nicht; Napoleon I. pflegte es als höchſte Regel der Politik zu bezeichnen, immer zwei Sehnen am Bogen zu haben; eine zuverläſſige Auskunft liegt jedoch bis jetzt darüber nicht vor.

Indeſſen vollführte am 2. December 1851 der Prinz den Staatsſtreich. Als am 4. ſich bewaffneter Widerſtand regte, brach in ihm der Tiger hervor. Die Truppen hatten Ordre, bei der leiſeſten Regung mit vernichtender Energie vorzugehen; binnen wenigen Stunden wurden viele Tauſend Menſchen, Kämpfer und Zuſchauer, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder zuſammengeſchoſſen. Nicht anders ging es in den Departements, wo vielfache Unruhen ausbrachen und dann mit gleich zermalmender Grauſamkeit erdrückt wurden. Die Todten hat Niemand gezählt; über 26,000 Menſchen wurden binnen

wenigen Wochen über den Ocean deportirt. Ganz Frankreich lag in ſtummem Entſetzen, jedoch ſah fortan Niemand mehr in dem Abenteurer von Boulogne eine lächerliche Figur. Wohl aber veranſtaltete der Erzbiſchof von Paris am 30. December ein feierliches Te Deum in der Kathedrale von Notre Dame; die beſitzenden Claſſen athmeten auf, daß die Gefahr einer communiſtiſchen Revolution beſeitigt ſei, und ſieben Millionen Stimmen gaben dem Prinzen die Vollmacht zum Erlaſſe einer neuen Verfaſſung. Er geſtaltete dieſelbe nach dem Muſter von 1804, nach den Anſchauungen, die er in den Idées Napoléoniennes verkündigt hatte. Man weiß, wie er jetzt auf dieſem Wege binnen zehn Monaten die Stufen des Kaiſerthrones hinanſchritt.

Ueber ſeine innere Politik faſſe ich mich kurz; ſie war, was er 1839 vorausgeſagt, despotiſch, was die Verfaſſung, demokratiſch, was die Verwaltung betraf. Sie gab dem Kaiſer die völlig unumſchränkte Macht, vernichtete die Preßfreiheit und das Vereinsrecht, dirigirte die Wahlen des allgemeinen Stimmrechts durch weltliche und geiſtliche Polizei, erdrückte jede Auflehnung durch die vereinte Kraft der Armee, des Clerus und der

Gerichte. Oft genug wurde von der künftigen Freiheit geſprochen, welche nach der Vollendung der politiſchen Erziehung des Volkes eintreten ſollte: wie ſich verſteht, gibt es aber keine ſchlechtere Schule für die Freiheit, als die vollſtändige Unfreiheit, und bei jedem kleineren Experimente kam Napoleon immer wieder zu der Wahrnehmung, daß das franzöſiſche Volk leider immer noch nicht reif zur Freiheit ſei. Beſſere Ergebniſſe hatte er bei dem zweiten Theile ſeines Programms, der demokratiſchen Verwaltung zum Beſten der großen Maſſe. Was unter Louis Philippe ſtets an den in den Kammern hadernden Local- und Börſeneinflüſſen geſcheitert war, führte der kaiſerliche Abſolutismus mit glänzendem Erfolge durch: die Eröffnung des Freihandels, den Ausbau des Eiſenbahnſyſtems, die Herſtellung der Vicinalſtraßen in ganz Frankreich. Dieſe drei Errungenſchaften allein würden hinreichen, einer jeden Regierung ein großes geſchichtliches Andenken zu erſchaffen; dazu kommt eine lange Reihe kleinerer, immer aber höchſt bedeutender und wohlthätiger Schöpfungen, der Umbau faſt aller Großſtädte des Landes, die coloſſale Vermehrung der Sparcaſſen, die Urbarmachung der großen Haiden zwiſchen

Ocean und Gironde, die Wiederbewaldung zahlreicher Berghänge der Provence, die erfolgreiche Hebung der einheimiſchen Pferdezucht u. ſ. w. Auch könnte man nicht ſagen, daß über den materiellen Intereſſen die Pflege der geiſtigen Bildung vernachläſſigt worden wäre. Die großen Publicationen der pariſer Akademie gingen ihren Gang, die Regierung veranlaßte die Herausgabe der Correſpondenz Napoleon's I., unterſtützte eine lange Reihe gelehrter Unterſuchungen und ſandte eine ganze Anzahl wiſſenſchaftlicher Expeditionen in den Orient. Die Archive wurden gepflegt und in liberaler Weiſe zugänglich gemacht, die Organiſation der trefflichen Ecole des Chartes erweitert. Der alte Ruhm der franzöſiſchen Naturwiſſenſchaften ſoll nach der Meinung deutſcher Fachgenoſſen ſtark heruntergegangen ſein; auf dem Gebiete der hiſtoriſchen Disciplinen iſt in keiner Weiſe ein ſolches Sinken wahrzunehmen, mag man auf Gründlichkeit und Genauigkeit der Forſchung oder auf geiſtiges Verſtändniß und geſchmackvolle Darſtellung ſehen. Auch der niedere Unterricht wurde mit Eifer entwickelt, und die Zahl der Elementarſchulen beinahe verdoppelt; langjährige vorbereitende Studien wurden auf die

Reform der Lyceen und Gymnasien verwandt, jedoch ging das Kaiserreich zu Ende, ehe man hier zu einem festen Entschlusse gekommen war.

Immer bleibt es unverkennbar, daß in jener Zeit die vorwiegende Strömung der Geister mehr auf Erwerb und Reichthum, als auf die idealen Güter des Lebens gerichtet war. Der herrschende Absolutismus, welcher jedem unabhängigen Charakter die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten verbot, trug dazu bei, der ökonomischen Thätigkeit immer mehr die Wendung auf Selbstsucht und Genußsucht zu geben und durch die Beseitigung jeder parlamentarischen und öffentlichen Controle auch die herrschenden Kreise auf diese abschüssige Bahn zu stellen. Doch ist es viel zu viel gesagt, wenn man ihn kurzweg als den Urheber der mit dem Reichthum wachsenden Corruption und Frivolität bezeichnet; von solchen trüben Dingen wußte schon die parlamentarische Zeit Louis Philippe's viel zu erzählen, und überhaupt muß es bereits mißlich mit der öffentlichen Moral eines Volkes stehen, wenn das üble Beispiel einiger Großen des Hofes und der Regierung tonangebend für die Masse der Nation werden kann. Napoleon selbst

war in Geldsachen unordentlich und verschwenderisch; daß er für sich und die Seinen keine großen Schätze aufgehäuft, haben zur Zeit die Thatsachen unwiderleglich dargethan. In einer anderen Beziehung ist von der Kaiserin Eugenie zu sagen, daß seit ihrer Heirath niemals gegen ihren weiblichen Ruf eine begründete Anklage sich hat erheben lassen. Im Uebrigen aber sah es traurig aus, sowohl mit der Unbestechlichkeit als mit der Sittenreinheit der höchsten Gesellschaftsschicht des kaiserlichen Frankreich. Um aus dem Exil auf den Kaiserthron zu gelangen, hatte der Präsident jeden Genossen angeworben, der geschickt, gewissenlos und ergeben war; nach dem Staatsstreich zogen sich die Zierden der bisherigen französischen Gesellschaft scheu und entrüstet von dem blutbefleckten Emporkömmling zurück; so konnte er die Morny, Maupas, St. Arnaud nicht entbehren, und hätte er es gedurft, so würde ihn seine natürliche Gutmüthigkeit und Dankbarkeit verhindert haben. So ergoß sich fort und fort aus dem Mittelpunkt des Staates Verschwendung, Unterschleif und Bestechung in alle Adern der Finanzverwaltung, welche trotz des hervorragenden Talentes

ihrer Lenker, trotz des eifrigen Willens des Kaisers, trotz des wachsenden Reichthums der Bevölkerung niemals zu fester Ordnung und in regelmäßiges Gleichgewicht gelangte.

Solche kleinen Mängel hinderten jedoch den Kaiser keinen Augenblick, vom Tage des Staatsstreiches an sein auswärtiges Programm ohne Hast und ohne Rast in die Hand zu nehmen und zu seiner Umgestaltung des Welttheils mit großer Geschicklichkeit die vorbereitenden Schritte zu thun. Er sah Anfangs das alte Europa geschlossen sich gegenüber; ohne Ausnahme waren freilich die Regierungen dem Retter der Gesellschaft, wie man in jener Zeit sagte, dankbar für die Zerschmetterung des Socialismus, blieben aber äußerst mißtrauisch gegen die weiteren Tendenzen des bonapartischen Kaisers. Offenbar kam für Napoleon Alles darauf an, dieses stille Zusammenhalten der Mächte zu lösen, wenn er für sich selbst die Möglichkeit weiterer Bewegung erlangen wollte. Hätte er damals irgend einen Versuch im Sinne von Persigny's Eröffnungen gemacht, so wäre ihm die Feindschaft von ganz Europa sicher gewesen. Erst wenn irgend eine andere Verwicklung die Mächte unter sich spaltete,

konnten ſich ihm die Wege eröffnen. Eine ſolche Spaltung hervorzubringen, dazu gab ihm eine kirchliche Streitfrage im Orient den Anlaß. Römiſche und griechiſche Mönche in Jeruſalem zankten ſich um den Schlüſſel der Kirche zu Bethlehem; nach einem Vertrage von 1740, den Frankreich mit der Pforte geſchloſſen, ſollte er von den römiſchen Katholiken geführt werden; er war aber ſeit mehreren Menſchenaltern im factiſchen Beſitze der Griechen, ohne daß Frankreich bis dahin widerſprochen hätte. Napoleon machte jetzt den alten Anſpruch geltend und ſetzte ihn, auf den Vertrag von 1740 geſtützt, im Jahre 1852 bei der Pforte ſiegreich durch. Es geſchah darauf, was Napoleon ſich nur wünſchen mochte. Kaiſer Nikolaus von Rußland, das Oberhaupt der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, war im höchſten Grade entrüſtet und ließ ſich durch Aerger und Hochmuth zu einer rechtloſen und brutalen Offenſive gegen den unglücklichen Sultan fortreißen.

Bisher hatte man in Europa zu dem plötzlichen Glaubenseifer der Franzoſen etwas ſpöttiſch die Achſeln gezuckt, jedoch hatte Niemand im Ernſte befürchtet, daß der glorioſe Schlüſſel einen wirklichen blutigen Krieg herbeiführen könnte. Ganz

anders aber ſtellte ſich die Sache, als Rußland eine große Armee am Pruth zuſammenzog, als es mit der maſſiven Forderung auftrat, durch förmlichen Vertrag als Protector der griechiſchen Kirche in der ganzen Türkei anerkannt zu werden, als es nach Ablehnung dieſes Antrags die Donaufürſtenthümer militäriſch beſetzte. Ueber ſolche Vorgänge wurde der Schlüſſelſtreit in Europa völlig vergeſſen, die orientaliſche Frage, im weiteſten Sinne des Wortes, brannte lichterloh, und Rußland war der gewaltthätige Unterdrücker der völlig ſchuldloſen Türken. Es gelang dem franzöſiſchen Monarchen, immer Recht und Frieden vor ſich hertragend, das immer türkenfreundliche England in den Kampf gegen die Ruſſen mit hineinzuziehen, und endlich, December 1854, auch Oeſterreich zur Allianz mit den Weſtmächten zu beſtimmen. So hatte er nicht bloß für ſich ein bleibendes Einvernehmen mit der erſten Seemacht der Welt gewonnen, ſondern, was ihm vielleicht noch ſchwerer wog, das alte Bündniß der drei Oſtmächte war zerriſſen und Oeſterreich ſeitdem mit dem bitterſten Haſſe der Ruſſen beladen. Und immer weiter noch lächelte das Glück den geheimen Wünſchen Napoleon's. Oeſter-

reich hatte keine Luſt, den wirklichen Kampf gegen Rußland ohne deutſchen Rückhalt zu beginnen, gerieth aber bei den darüber eröffneten Verhandlungen in offenen Zwieſpalt mit Preußen, und als es darauf trotz des Decembervertrags das Schwert definitiv in die Scheide ſteckte, flammte über eine ſolche Schwäche und Unzuverläſſigkeit heftiger Zorn und unverhüllte Verachtung in ganz England auf. Mit Einem Worte, Oeſterreich fand ſich durch den Verlauf des Krimkrieges in Europa vollſtändig iſolirt, eben dieſes Oeſterreich, welches Perſigny dem berliner Hofe 1851 als den eigentlichen Gegner des napoleoniſchen Syſtems bezeichnet hatte.

Inmitten dieſer mannichfaltigen Erfolge machte Kaiſer Napoleon, im April 1855, dem engliſchen Herrſcherpaare einen feierlichen Beſuch auf der Inſel Wight. Es war nichts Kleines für den Mann des 2. December, drei Jahre nach dem Staatsſtreich als verbündeter und vertrauter Gaſt von der Königin Victoria empfangen zu werden. Auch ſtrahlte er von Behagen. Draußen ſtand Alles ſo gut wie möglich. Die verbündeten Heere bedrängten Sebaſtopol immer gewaltiger; wie Oeſterreich war auch deſſen Todfeind, Sardinien,

der großen Allianz beigetreten; seit 1810 hatte Frankreich niemals eine europäische Stellung gleichen Glanzes gehabt. Bei aller Befriedigung, welche dadurch dem französischen Volke erweckt wurde, war indessen dem Kaiser immerhin auch so viel klar geworden, daß die große Nation nicht vom Ruhme allein zu leben, sondern für ihre kriegerischen Anstrengungen sehr bestimmt einen reellen Gewinn zu sehen wünsche. Nun war im Orient ein solcher nicht wohl zu haben, da man ja für die Erhaltung der Türkei die Waffen führte; ein früher geäußerter Gedanke des Kaisers (Januar 1855), von Rußland die Herstellung Polens zu fordern, war von England abgelehnt worden und hätte auch jenen materiellen Zweck nicht erfüllt. Napoleon aber hatte bereits anderwärts seine Wahl getroffen und beschloß, seine königlichen Wirthe vertraulich darüber zu sondiren. Einmal nach Tisch erörterte er in größter Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, plaudernd, trinkend, rauchend, dem Prinzen Albert, daß für die Befestigung seiner Dynastie in Frankreich nur noch Eins nöthig, dieses aber auch unerläßlich sei: er müsse Belgien nnd das linke Rheinufer dem französischen Reiche wieder verschaffen. Der

Prinz rief aus: „Aber welche Erſchütterungen, welche Kämpfe und Kataſtrophen! Der Widerſtand unſers Parlaments, der Widerſtand Preußens würden einen koloſſalen Krieg herbeiführen.“ „Nicht im mindeſten,“ antwortete Napoleon, „nicht ein Piſtolenſchuß wird deßhalb abgefeuert werden. Ihrem Parlamente gebe ich einen guten Handelsvertrag, Preußen aber verſteht ſein Intereſſe und wird mir gern zwei Millionen Seelen abtreten, wenn es dafür zehn oder zwölf ſich ſelbſt in Deutſchland nehmen darf.“ Der Prinz beeilte ſich darauf, das Geſpräch von dem bedenklichen Thema hinwegzulenken.*)

Das große Wort, welches hier ſo gelaſſen ausgeſprochen wurde: die Dynaſtie Bonaparte bedarf zu ihrer Erhaltung den Beſitz von Belgien und Rheinland — gibt die letzte Ergänzung zu Perſigny's Erörterung von 1851. Was dieſer noch als hypothetiſch hingeſtellt, der Drang der öffentlichen Meinung in Frankreich auf den Beſitz des linken Rheinufers, erſcheint jetzt als unzweifelhafte Thatſache: die Erwerbung dieſer Landſchaften wird alſo ein Stück der dynaſtiſchen Verpflichtungen und damit

*) Mündliche Mittheilung eines Anweſenden.

ein unwandelbarer Gedanke der napoleoniſchen Politik. Sofort iſt auch jeder Zweifel an der Erreichbarkeit verſchwunden; es muß geſchehen, alſo wird es geſchehen; ſo erwähnt es der Kaiſer denn auch dem Prinzen mit jener ſo ganz unvergleichlichen Gelaſſenheit. Je größer aber die Sicherheit, deſto weniger Anlaß zur Eile; der Neffe hat keinen Tropfen von dem kriegeriſchen Ungeſtüm, welches alle Adern des Oheims erfüllte. Er wiegt ſich lieber in dem Gefühle der geiſtigen Ueberlegenheit, womit er die Annexion der Rheinlinie ohne einen Piſtolenſchuß vorbereitet. Auch glauben wir ihm gern, daß er damals noch, den alten Grundſätzen getreu, an keine weitere Einmiſchung in die inneren deutſchen Fragen dachte; erſt die ſpätere Praxis ſollte es ihm klar machen, daß die Annexion des linken Rheinufers die Beherrſchung des rechten zur Vorausſetzung oder zur Folge hat. Zunächſt aber erhob ſich 1856 der Kaiſer, nachdem ihm der Staatsſtreich die franzöſiſche, der Krimkrieg die europäiſche Bühne eröffnet hatte, zu ſeiner Hauptaufgabe, Frankreich zur feſten Vormacht der romaniſchen Völker in Südeuropa zu machen. Dazu war die erſte Bedingung der Sturz der öſterreichi-

ſchen Herrſchaft in Italien, und dieſer wandte Napoleon in demſelben Augenblicke, welcher den Krimkrieg beendigte, ſeine Aufmerkſamkeit zu. Alles Bisherige war vorbereitende Arbeit: jetzt erſt ſollte das große Drama der „civiliſatoriſchen Umgeſtaltung Europas“ beginnen, und jetzt erſt werden wir Stärken und Schwächen des kaiſerlichen Autors ſich in vollem Umfange entfalten ſehen. Er war hier im vollſten Zuge der napoleoniſchen Ideen, und damit auch jedes Mittel gerechtfertigt, welches zum Zwecke führen und die Widerſtände brechen könnte.

Der Krimkrieg hatte auf's Neue die alte Wahrheit bekundet, welch ein gewaltiger Bundesgenoſſe die öffentliche Meinung Europas ſelbſt für die militäriſche, geſchweige denn für die diplomatiſche Action werden kann, und Napoleon war weit entfernt davon, die Kraft derſelben gering zu ſchätzen. Er hütete ſich demnach wohl, mit einer Sylbe auf ſein wirkliches Ziel, die Hegemonie über Südeuropa, zu deuten. Seine perſönliche Stellung lieferte ihm ganz von ſelbſt ein einladenderes Programm. Er, der Erwählte von ſieben Millionen, der Vertreter des franzöſiſchen Nationalwillens,

intereſſirte ſich natürlich auch für das Streben der anderen Nationalitäten und war jeder von dem Nationalwillen verworfenen Herrſchaft antipathiſch. Italien aber verwarf die öſterreichiſche Fremdherrſchaft, und das demokratiſche Herz des Kaiſers konnte alſo nicht umhin, ein warmes Mitgefühl für dieſe nationale Aſpiration zu empfinden. Indeſſen verhielt er ſich lange Zeit hindurch ſehr zurückhaltend; höchſtens, daß er in kurzen hingeworfenen Aeußerungen ſeine wohlwollende Geſinnung andeutete. Wenn in Folge des ruſſiſchen Krieges ſagte er im Jahre 1854 dem italieniſchen Geſandten, Italien und Polen ihre nationale Unabhängigkeit wieder gewinnen, ſo iſt die Zukunft der Civiliſation geſichert. Ende 1855 fragte er plötzlich den großen ſardiniſchen Miniſter Cavour: Was kann man für Italien thun? Er ließ dann auf dem Friedenscongreſſe von 1856 die Zuſtände in Rom und Neapel zur Sprache bringen, und machte es dadurch Cavour möglich, vor dem dort verſammelten Europa peinliche Anklage gegen den Papſt und Oeſterreich wegen der unerträglichen Lage Italiens zu erheben. Zwei Jahre vergingen darauf, in welchen Cavour und der italieniſche National-

verein den Gedanken der nationalen Einheit und Freiheit zum Gemeingute ihrer ganzen Bevölkerung machten. Dann fand im Juli 1858 die berühmte Zuſammenkunft Cavour's und des Kaiſers in dem Vogeſenbade Plombières Statt. Napoleon wollte von einem italieniſchen Einheitsſtaate nichts wiſſen, und Cavour, dem vor Allem an der Vertreibung der Oeſterreicher lag, erklärte ſich bereit, auf einen italieniſchen Staatenbund einzutreten, in dem auch der Papſt eine Stelle fände. Dann ſollte Piemont das bisher öſterreichiſche Lombardo-Venetien und dazu Modena und Parma erhalten; der Großherzog von Toscana würde, falls er ſich dem Bunde anſchlöſſe, die päpſtlichen Legationen, und ſchließlich unter dieſen Vorausſetzungen der Kaiſer Napoleon Savoyen und Nizza erwerben, als den reellen Gewinn nach den Forderungen der öffentlichen Meinung in Frankreich.

Dies Alles vollzog ſich damals im tiefſten Geheimniß; wieder überließ es Napoleon dem Grafen Cavour, laut und öffentlich von dem bevorſtehenden Kriege zu reden und damit Oeſterreichs Argwohn und Erbitterung zu reizen. Der Zorn in Wien war nicht gering; man erkannte deutlich

die französische Quelle der Bewegung, und war entschlossen, bei der ersten Bedrohung des österreichischen Besitzstandes alle Hebel gegen den Schänder des legitimen Rechtes anzusetzen. Aber der Gegner war bei Weitem nicht plump genug, sich solchen Streichen Preis zu geben, und Oesterreichs italienische Stellung bot auch auf dem Boden des alten Völkerrechtes bestreitbare Stellen in Menge. Nach den Beschlüssen des Wiener Congresses von 1815 sollte Oesterreich allerdings Lombardo-Venetien besitzen, das übrige Italien aber aus unabhängigen Staaten bestehen. Nun hatte jedoch Oesterreich bald nachher mit Modena, Toscana, Neapel Special-Verträge geschlossen, welche ihm die wichtigsten Befugnisse in jenen Territorien einräumten, mithin die Souverainetät jener Staaten stark beschränkten und die Suprematie Oesterreichs über die ganze Halbinsel feststellten. Napoleon, wie er den Völkern gegenüber seine Vormachtsgelüste hinter der Befreiung Italiens versteckte, nahm jetzt für die diplomatische Action diese Specialverträge zum Vorwand der Befreiung Italiens. Ohne der Lombardei in irgend einer Weise zu erwähnen, begehrte er gerade im Namen des alten Völkerrechts die Auf-

hebung jener Verträge. Die rechtliche Erörterung war ſehr wohl zu widerlegen; gerade wenn die italieniſchen Staaten unabhängig waren, durften ſie mit Oeſterreich beliebige Bundesverträge ſchließen; immer aber bekundete Napoleon hier lediglich eine andere Auffaſſung des beſtehenden Völkerrechts, keineswegs aber die Abſicht, daſſelbe durch eine kriegeriſche Revolution zu ſtürzen. Immer konnte er hoffen, damit dem Gegner die formelle Verantwortung des Bruches zuzuſchieben.

Er dachte deshalb noch nicht gleich loszuſchlagen. Eine Weile hegte er den Gedanken, ohne Schwertſtreich, durch eine gemeinſame Preſſion aller Großmächte ſein Ziel zu erreichen. Er war keine kriegeriſche Natur, wie der Oheim; er hatte Muth wie jeder andere ehrenhafte Mann, aber keine Freude an der Aufregung des Kampfes; ließ ſich der Erfolg durch geiſtige Arbeit erreichen, ſo verzichtete er gern auf die Lorbeern des Kriegsfürſten. Damals zeigte England, wenn auch etwas mißtrauiſch gegen ſeinen ſtarken Alliirten, doch die wärmſten Sympathieen für die Befreiung Italiens. Rußland, wenn auch nicht begeiſtert für Italien, gönnte in Erinnerung an 1854 dem Wiener Hofe

jede Demüthigung. Preußen, während des Krimkrieges von Oesterreich wenig freundschaftlich behandelt, hatte sich seither dem Pariser und dem Petersburger Hofe genähert; im Herbste 1858 kam nun vollends die liberale, einst durch Olmütz niedergeschlagene Partei in Berlin an das Ruder, und Napoleon zweifelte nicht an deren Eifer, Vergeltung gegen Oesterreich in möglichst hohem Maße zu üben. Er kam also Februar 1859 auf die alten Eröffnungen Persigny's zurück und bot, wenn Preußen ihn in der italienischen Sache unterstütze, diesem die Erwerbung von Holstein, Hannover, Kurhessen und damit die zweifellose Hegemonie über das außeröstereichische Deutschland. So war es Napoleon selbst, welcher zum ersten Male in bestimmten Umrissen die Annexionen von 1866 der preußischen Politik vorzeichnete.

Allein diese Berechnungen schlugen dem französischen Monarchen fehl; sie waren in der That wieder ohne jede Rücksicht auf die gegebenen Personen und Verhältnisse aus gewissen allgemeinen Anschauungen und Wünschen herausgesponnen. Rußland empfahl statt eines Bündnisses das Auskunftsmittel eines allgemeinen europäischen Con-

Digitized by Google

greſſes; England blieb trotz aller Neigung für Italien bei Frieden und Neutralität; Preußen lehnte die angebotene Vergrößerung ab und behielt ſich alle Entſchließungen vor. So zerrann dem Cabinette der Tuilerieen das Bild der großen Quadrupelallianz, und Napoleon griff darauf zu dem ruſſiſchen Vorſchlag eines Congreſſes. In der That, wenn hier die öſterreichiſchen Specialverträge und die öſterreichiſche Hegemonie über ganz Italien zur Sprache kamen, ſo konnte Oeſterreichs Stellung peinlich genug werden. Auch war der Wiener Hof entſchloſſen, es nimmermehr dazu kommen zu laſſen. Er meinte in ſeinen Rüſtungen den Franzoſen voraus zu ſein; er hoffte, Deutſchland mit ſich fortzureißen; er dachte dann in einem großen Zuge geraden Wegs auf Paris das Empire zu ſtürzen und mit Heinrich V. ein legitimiſtiſch-clericales Regiment, wie es damals auf den öſterreichiſchen Territorien laſtete, auch in Frankreich zur Herrſchaft zu bringen. So zog er die Verhandlung über den Congreß in die Länge, ſuchte Preußen durch eine von Mäßigung überſtrömende Miſſion des Erzherzogs Albrecht an ſich zu ziehen und entſchied zu gleicher Zeit durch ein herriſches Ultimatum an Sardinien den Krieg.

Napoleon war hier in der That überraſcht. Trotz unermeßlicher Anſtrengung verging beinahe ein Monat, ehe 100,000 Franzoſen in Oberitalien ſtanden. Dann aber folgte der Siegeslauf von Magenta bis Solferino. Die franzöſiſchen Hoffnungen gingen hoch. Modena, Parma, Bologna waren im Aufſtande. Da der Großherzog von Toscana lieber floh, als ſich anſchloß, ſandte der Kaiſer ſeinen Vetter Napoleon nach Florenz, in dem Gedanken, ihn dort als Herrſcher einzuſetzen.*) Dazu die Beſatzung in Rom auf der einen, die Annexion Savoyens auf der anderen Seite, dazu ferner die ſchon 1856 begonnenen Umtriebe, Lucian Murat zum König von Neapel zu machen**), — Piemont und mit ihm Italien wäre völlig in franzöſiſche Bande eingeſchnürt geweſen. Es bedurfte nur noch einer, vorausſichtlich kurzen, militäriſchen Anſtrengung, des Falles von Verona, welche Feſtung ſehr ungenügend gerüſtet war, des Zurückwerfens der ſtark demoraliſirten Oeſterreicher aus Venetien: und das

*) Hieran läßt ſich jetzt nach Reuchlin's Mittheilungen im dritten Bande ſeiner Geſchichte Italiens nicht mehr zweifeln.

**) La Farina Epistolario I, 547. Vgl. Hiſtoriſche Zeitſchrift 27, 375.

glänzende Ziel war erreicht, Italien von öſterreichiſcher Herrſchaft befreit, dafür aber von franzöſiſchen Vaſallen beherrſcht. Allein neue Wendungen ſtanden bevor.

Zunächſt ſchritt Preußen ein. Längſt hatte der ſüddeutſche Patriotismus mit tobendem Ungeſtüm Hülfe für den öſterreichiſchen Bruderſtamm gefordert; der Prinz-Regent, wenig geneigt für die Reſtauration Heinrich's V. und für Oeſterreichs außerdeutſche Intereſſen das Schwert zu ziehen, fand allmählich doch die franzöſiſchen Heeresmaſſen den deutſchen Grenzen bedenklich nahe, und begann zu rüſten. Die Abſicht war, ſo viel man weiß, Preußens bewaffnete Vermittlung den Streitenden anzubieten, auf Napoleon's urſprüngliche Forderung, Herſtellung des Rechtsbodens von 1815, alſo Abſchaffung der öſterreichiſchen Specialverträge, aber Erhaltung des öſterreichiſchen Gebiets. Nach den Siegen von Magenta und Solferino, nach dem Ausrufe: Italien frei bis zur Adria! — nach den geheimen Abreden von Plombières, war dies ein für Napoleon unmögliches Programm. Kam es dann aber zum Kriege mit Preußen, traten dabei die deutſchen Bundescorps unter preußiſche

Leitung, ſo war Frankreich dem Angriffe von 400,000 Mann ausgeſetzt, dem es für den Augenblick am Oberrhein nicht die Hälfte entgegenſtellen konnte. Zum erſten Male ſeit ſeiner Erhebung ſtand der Kaiſer vor einer drohenden Gefahr und war ihm die Leitung der Geſchicke aus der Hand genommen.

Sein Glück war, daß das preußiſche Friedensprogramm dem Kaiſer Franz Joſeph noch weniger als ihm ſelbſt behagte. Nach ſeiner Eiferſucht gegen Preußen wollte jener die Bundestruppen nicht unter Preußens ſelbſtſtändige Führung kommen laſſen; lieber treten wir, ſagte die amtliche Prager Zeitung die Lombardei ab. Auch wollte er ſchlechterdings die Verträge mit Modena, Parma, Toscana nicht caſſiren; wichtiger beinahe als die Wiedereinnahme der Lombardei war ihm die Herſtellung ſeiner Vettern in Florenz und Modena. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft der beiden Monarchen erkannte Napoleon dieſe Stimmungen mit zutreffendem Scharfblicke, ergriff ſie auf der Stelle und ſchloß den Präliminarfrieden von Villafranca, nach welchem Oeſterreich die Lombardei abtrat und Venetien behielt, die vertriebenen Fürſten aber

wieder eingeſetzt werden würden; nur ſollte das ohne Waffengewalt und fremde Intervention geſchehen; Oeſterreich glaubte, daß Napoleon's Befehl dazu auch ohne Anwendung von Waffengewalt ausreichen würde; wenn dies erfolgte, wenn Franz Joſeph's Verwandte zur Herrſchaft in Florenz und Modena zurückgelangten, erſtreckte ſich der öſterreichiſche Einfluß wieder über ganz Mittel- und Süditalien, ungeachtet des Verluſtes der Lombardei.

So kam Napoleon trotz der Lorbeern von Solferino ſehr gedrückten Muthes nach Frankreich zurück. Ohne alle Frage hätte ſein Oheim die preußiſche Intervention trotz aller Gefahren mit ſofortiger Kriegserklärung beantwortet; der erſte Napoleon hätte gewußt, daß ſich eine Umgeſtaltung Europas nicht ohne Krieg bis zum Aeußerſten vollziehen läßt. Der Neffe aber hatte erlebt, daß er kein Feldherr war; die Greuel des Schlachtfeldes hatten ſein weicheres Nervenſyſtem tief erſchüttert; er war vor dem drohenden Sturme gewichen. Damit war denn das ſchöne Bild der franzöſiſchen Suprematie über ganz Italien vernichtet, und nachdem er weder Venetien, noch Modena und Parma, wie er zu Plombières verſprochen, den Piemonteſen

verſchafft hatte, konnte er nicht einmal die verheißene Gegenleiſtung, die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich, verlangen. Und noch weitere Verwicklungen bereiteten ſich vor. Drei Jahre lang hatte er alles gethan, die Glut der nationalen Begeiſterung in Italien zu ſchüren: jetzt ſtand dieſe in vollen Flammen; Niemand im Lande wollte von der Herſtellung der vertriebenen Fürſten hören; alles Volk in Florenz, Modena, Bologna hatte nur den einen Ruf nach der Vereinigung mit Piemont. Warf Napoleon dagegen in Turin ſein Herrſcherwort in die Wagſchale, ſo diente er damit nur dem öſterreichiſchen Intereſſe und entfremdete ſich Italien für immer. That er es nicht, ſo brach er das in Villafranca gegebene Verſprechen; zugleich wuchs Italien zu einem ſelbſtſtändigen Einheitsſtaate heran, und auch für die Zukunft war der Gedanke franzöſiſcher Oberhoheit über das Land beſeitigt. Immer aber durfte er dann auf die anhängliche Dankbarkeit des befreiten Volkes rechnen; ſtatt des Vaſallen hatte er wenigſtens einen Alliirten gewonnen, und konnte in dieſem Falle auch wieder auf die Abtretung von Savoyen und Nizza zurückkommen.

Ohne Zweifel würde er ſich raſch genug für die letzte Alternative entſchieden haben, zumal England mit ſeinem ganzen Gewichte dafür empfehlend eintrat. Er würde Italien entſchloſſen weiter unterſtützt haben, wäre er noch freier Herr ſeiner Entſchließungen geweſen. Aber in dieſem Augenblicke kam die Nemeſis ſeines Thuns von 1849 über ihn; er war kein freier Mann mehr. Zu dem italieniſchen Einheitsſtaat emußten auch die Provinzen des Papſtes gehören; folglich war die clericale Partei in Frankreich und in ganz Europa die bitterſte Feindin der Italiener. Dieſer Partei aber hatte ſich Napoleon verkauft, für ihre Stimmen bei der Präſidentenwahl, für ihr Tedeum nach dem Staatsſtreich, für ihre fortdauernde Unterſtützung an der Wahlurne und in der Schule. Zum Entgelt dafür hatte er die römiſche Republik vernichtet, in Frankreich die Aufſichtsrechte des Staates über die Kirche fallen laſſen, auf alle Weiſe die Macht des Clerus gepflegt. Jetzt war dieſelbe ſo gewaltig herangewachſen, daß er das ſchwerſte Bedenken trug, mit ihr zu brechen. Wenn er die italieniſche Bewegung gewähren ließ, mußte er befürchten, das breiteſte Fundament ſeines Thrones zu erſchüttern.

Er ſchwankte alſo, einen Ausweg ſuchend, mehrere Monate lang. Endlich, in den letzten Tagen des Jahres, kam er zum Entſchluſſe, zu der Auskunft einer halben Maßregel. Der Papſt würde, unter dem Schutze der franzöſiſchen Garniſon, weltlicher Souverain in Rom und Umgegend bleiben, die abgefallenen Provinzen aber Italien überlaſſen werden. Dann ſollten Rom und Italien ſich vertragen und vernünftig und anſtändig mit einander weiter leben. Wie bekannt, wieſen beide Parteien dieſen hofmeiſterlichen Schiedsſpruch gleich eifrig zurück. Der Papſt forderte ſeinen ganzen frühern Beſitz, und bezeichnete die kaiſerlichen Erörterungen als ein widerliches Gemiſch von Heuchelei und Brutalität; die franzöſiſchen Biſchöfe agitirten für ihn wie Ein Mann in Hirtenbriefen, Kanzelreden, Zeitungsartikeln; die politiſche Todtenſtille, die ſeit dem Staatsſtreiche über Frankreich gelegen, war mit einem Schlage zu Ende, und eine ſtürmiſche Bewegung erfüllte das Land. Andererſeits erhob ſich Cavour, jetzt der Ueberlegenheit ſeiner Stellung ſicher, in gewaltigem Schwunge, reunirte raſch nach einander alle italieniſchen Lande außer Rom, und ließ das italieniſche Parlament durch die berühmte Tagesordnung

vom 27. Mai 1861 Rom ſelbſt als die künftige Hauptſtadt des Königreichs proclamiren. Es war der Wendepunkt für Napoleon's Regierung. Bis dahin hatte ſeine Politik wenigſtens den einen großen Vorzug der geſchloſſenen Conſequenz, des planmäßigen Vordringens auf Ein Ziel gehabt. Jetzt aber hatte ſie den offenen Widerſpruch in ihr Inneres aufgenommen. Sie verfolgte gleichzeitig mehrere Zwecke, die ſich gegenſeitig ausſchloſſen; ſo ſchwankte ſie unaufhörlich von einem Syſtem zum andern, und in jährlich wachſendem Maße wurde die Unentſchloſſenheit ihr charakteriſtiſcher Zug. Bald drängten Thouvenel oder Lavalette den zaudernden Herrſcher einige Schritte in der italieniſchen, bald die Kaiſerin oder Drouyn de Lhuys in der päpſtlichen Richtung vorwärts. Cavour ſuchte zunächſt die franzöſiſchen Truppen aus Rom zu entfernen. Er berief ſich auf das von Napoleon ſelbſt aufgeſtellte Nichteinmiſchungsprincip, nach welchem Rom den Römern gehören müßte, und hiernach allerdings die Italiener, eben ſo aber auch die Franzoſen aus der ewigen Stadt ſich fern zu halten und allein dem römiſchen Volke die Entſcheidung über ſein Geſchick anheimzugeben hätten. Die Unter-

handlung gewann Fortgang, wurde aber durch Cavour's Tod unterbrochen. Im folgenden Jahre, 1862, machte dagegen der Papst eine große geistliche Demonstration, indem er sich durch 300 Bischöfe die Nothwendigkeit des Kirchenstaats bescheinigen ließ, und bald nachher folgte Garibaldi's thörichter Freischarenzug gegen Rom und die Franzosen, den zwar die italienische Regierung selbst bei Aspromonte niederschlug, der aber trotzdem in Paris große Entrüstung hervorrief, der clericalen Partei Oberwasser verschaffte und eine kurze und grobe Abfertigung der italienischen Anträge auf die Räumung Roms veranlaßte.

Der clericale Einfluß, welcher damals in den Tuilerieen für Rom und gegen Italien entschied, spielte ebenfalls seine Rolle bei zwei Unternehmungen dieser Jahre, welche für die Zukunft des Kaiserreichs die schwerste Bedeutung gewinnen sollten, bei der Expedition nach Mexico und dem diplomatischen Feldzuge für Polen. Der vertriebene Erzbischof von Mexico, La Bastida, trug wesentlich dazu bei, die Kaiserin Eugenie und durch sie den Kaiser Napoleon für den Gedanken einer monarchisch-kirchlichen Restauration in jenem Lande zu ge-

winnen; außerdem wirkten andere Motive gemeinerer Art, die Geldgier vornehmer Speculanten, die mit financiellen Ansprüchen Frankreichs an Mexico zu wuchern hofften: immer aber ist daneben zuzugestehen, daß das Gelingen des Unternehmens der französischen Handelsgröße und Colonialmacht gewaltige Aussichten eröffnet hätte. Das Gelingen aber war möglich unter einer Voraussetzung, daß nämlich der eben ausbrechende Bürgerkrieg die große Republik der Vereinigten Staaten zertrümmerte, und hier lebte Napoleon des festen Glaubens, England werde nimmermehr den Anlaß vorübergehen lassen, den furchtbaren Rivalen unschädlich zu machen. Ich finde nicht, daß diese Auffassung seinem politischen Verstande an sich zur Unehre gereichte: es blieb darum aber nicht weniger verderblich für ihn selbst, daß sie ein Irrthum war.

Um so mehr hätte er allerdings Grund gehabt, beladen mit der römischen und mexicanischen Sache, alle Kräfte auf diese beiden schwierigen Aufgaben zu sammeln und Ruhe und Enthaltung auf jedem andern Felde zu üben.

Aber Ruhe und Enthaltung war das Letzte, was dem Neffen des Oheims vergönnt war. Im

Jahre 1863 brach in Polen der wilde Aufstand der Hänge-Gensdarmen los, und wieder wie 1831 stimmten alle Parteien Frankreichs in dem lebhaftesten Mitgefühle für das unterdrückte Volk zusammen, die liberale aus überliefertem Hasse gegen die russische Tyrannei, die clericale aus Sympathie für das katholische Bekenntniß der Polen. Das war 1831 folgenlos geblieben gegenüber der festgeschlossenen Eintracht der drei Ostmächte. Jetzt aber hatte Oesterreich zu dem russischen Hofe ein äußerst kühles Verhältniß; der Minister Graf Rechberg fand die Gelegenheit passend, die Russen einmal gründlich zu ärgern, und ließ den polnischen Insurgenten die galizische Grenze zu beinahe freiem Gebrauche offen. Nun hatte die französische Regierung seit der clericalen Wendung ihrer italienischen Politik sich in warme Beziehung zu Oesterreich gesetzt, und so tauchte auf's Neue in Paris der Gedanke auf, vielleicht ließe sich jetzt unter Oesterreichs Mitwirkung und Englands Unterstützung die große That, die Herstellung Polens, vollziehen. Wieder muß Napoleon einen felsenfesten Glauben an die unwiderstehliche Kraft seiner diplomatischen Combination gehabt haben, daß sie durch ihr bloßes

Erſcheinen auch ohne Waffengewalt den Gegner einſchüchtern und unterwerfen würde. Aber nochmals war ihm eine ſchlimme Täuſchung beſtimmt. Preußen, ſeit Kurzem unter Bismarck's kräftiger Leitung, entſchied ſich ohne Zaudern und ſchloß mit Rußland auf Unterdrückung des Aufſtandes ab. Damit war auch in Oeſterreich jede Neigung zu weiteren polniſchen Händeln verflogen, und England zeigte noch geringere Luſt, den Polen mehr als freundliche Worte zu geben. So war die einzige Folge des franzöſiſchen Auftretens eine derbe Antwortnote des Fürſten Gortſchakow, eine verſtärkte Intimität zwiſchen Preußen und Rußland, und begreiflicher Weiſe eine tiefe Verſtimmung gegen Oeſterreich, dem man die Schuld der diplomatiſchen Niederlage in die Schuhe ſchob. Um die erlittene Schlappe einiger Maßen weniger auszuwetzen als zu verdecken, erklärte Napoleon in ſeiner Thronrede vom 5. November 1863, daß die Verträge von 1815 thatſächlich zerriſſen ſeien und er demnach einen europäiſchen Congreß zur Regelung aller ſchwebenden Fragen zu berufen gedenke. Es war aber wieder nur das Signal zu neuem Mißgeſchick. Auf ſeine Einladung antwortete allein das halb feindliche Preußen mit

entgegenkommender Liebenswürdigkeit, während gerade der große Alliirte von 1854, England, eine kaum der Form nach höfliche Ablehnung aussprach. Die politische Isolirung Frankreichs war so vollständig wie möglich.

Zehn Tage nach jener Thronrede trat indessen ein Ereigniß ein, welches mit einem Schlage dem Kaiserreich einen neuen, weiten Horizont eröffnete. König Friedrich von Dänemark starb; die schleswig-holsteinische Frage wurde brennend.

Wie bekannt, forderte die deutsche öffentliche Meinung mit brausendem Ungestüm für die Herzogthümer die Thronfolge des Herzogs von Augustenburg, und damit die sofortige Trennung derselben von Dänemark, trotz des Londoner Protokolls, in welchem einst alle fünf Großmächte den Prinzen Christian als Erben sowohl Dänemarks wie der Herzogthümer anerkannt hatten. Bismarck dagegen widersprach dem nationalen Andringen, erklärte, an dem Londoner Protokolle festzuhalten, und forderte von Christian nur die Verleihung der Verfassungsrechte, welche Dänemark 1851 für die Herzogthümer zugesagt, dann aber unter allerlei Vorwänden stets zurückgehalten hatte. Mit dieser Auffassung war

auch Oeſterreich einverſtanden, und als Chriſtian die conſtitutionellen Begehren hartnäckig verweigerte, erklärten lediglich aus dieſem Grunde beide Mächte Dänemark den Krieg. England zeigte ſich darüber ſehr ungnädig, konnte aber wenig Erhebliches gegen das Auftreten der Mächte vorbringen, da ſein Miniſter früher ſelbſt die däniſche Verpflichtung in der Verfaſſungsfrage anerkannt hatte. Rußland ſuchte Dänemark's Schickſal zu mildern, wollte jedoch ſein Verhältniß zu Preußen deshalb nicht lockern. Ganz beſonders aber verhielt ſich Kaiſer Napoleon. Dieſes Mal war es England, welches ihn zu kräftigem Vorgehen aufforderte; er lehnte eben ſo gelaſſen ab, wie England im vorigen Jahre bei der polniſchen Frage. Er erklärte ſtatt deſſen, das Londoner Protokoll ſei ab und todt. Er meinte, man ſolle die Schleswig-Holſteiner ſelbſt über ihre Thronfolge abſtimmen laſſen. Trotz Preußens Einſchreiten 1859, trotz deſſen antifranzöſiſcher Haltung 1863, deckte er auf ſolche Art deſſen kriegeriſche Thätigkeit vollſtändig gegen jede europäiſche Intervention. Ueber ſein Motiv wird man heute ſchwerlich zweifeln können. Seit dreizehn Jahren hatte er mit dieſem Preußen ein intimes Geſpräch über

Belgien und Rheinland geſucht, aber in deſſen Zurückhaltung und Beſcheidung niemals den Anknüpfungspunkt für ſeine Entwürfe gefunden. Jetzt endlich war der aufſtrebende Staat auf den großen Schauplatz hinausgetreten, zu einem kriegeriſchen Unternehmen, welches mit innerer Nothwendigkeit weiter führen mußte zu immer wachſenden Verlockungen und Gefahren, und ſomit zu hundert Anläſſen, ihn der bonapartiſtiſchen Umgeſtaltung Europas dienſtbar zu machen. Hier galt es, ihn bei dem erſten Schritte auf dieſer Bahn nicht zu hindern, ſondern eher zu ermuthigen und ihn ſich in immer weitere Händel verſtricken zu laſſen, um ihm dann im gegebenen Augenblicke die franzöſiſchen Forderungen ohne die Möglichkeit eines Widerſpruches aufzuerlegen. Die Gährung im deutſchen Volke kam hinzu; die Erhaltung der bisherigen Bundesverfaſſung wurde immer unwahrſcheinlicher. Ganz von ſelbſt ſchienen dem Beobachter in den Tuilerieen die deutſchen Dinge ſeinem alten Syſteme entgegen zu reifen; nimmermehr alſo durfte Frankreich den übrigen Großmächten einen Eingriff in die Quelle der beginnenden Verwicklung, in den däniſchen Krieg, geſtatten.

So geſchah es, und zunächſt mußte Dänemark die Folgen tragen, und nachdem es durch vertragswidrige Weigerung der ſchleswig-holſteiniſchen Verfaſſungsrechte den Krieg entzündet hatte, den Frieden durch die gänzliche Abtretung der Herzogthümer an Oeſterreich und Preußen erkaufen. Napoleon beeilte ſich, für die kommenden Wechſelfälle ſich möglichſt freie Hand und europäiſchen Rückhalt zu verſchaffen; er wandte in der römiſchen Frage der clericalen Politik den Rücken und ſchloß mit Italien den Septembervertrag auf Grund der letzten Vorſchläge Cavour's: Italien verzichtete einſtweilen auf die Stadt Rom, dafür bewilligte Napoleon den Abzug der franzöſiſchen Garniſon. Ein freundliches Verhältniß zu Italien war ſomit hergeſtellt; der Papſt und der franzöſiſche Clerus zürnten gewaltig; in der neuen europäiſchen Conjunctur aber war Napoleon an der italieniſchen Heeresmacht — wir werden gleich ſehen, zu welchem Zwecke — mehr gelegen, als am Segen oder Fluch des Papſtes.

Für ſich ſelbſt hoffte er allerdings die Ernte in Deutſchland einzuheimſen, ohne ein franzöſiſches Gewehr loszudrücken. Ohne dieſe Ausſicht hätte er auch keinen Schritt vorwärts wagen können,

da die mexicanische Expedition für den Augenblick jede sonstige militärische Bewegung unthunlich machte. Denn wie sehr auch die Schwächung und Spaltung Nordamerikas das größte Lebensinteresse für Englands Zukunft war: trotz alles Dringens der französischen Regierung hatte die englische jede thätige Intervention in dem amerikanischen Bürgerkriege abgelehnt. Für sich allein wagte Napoleon nicht vorzugehen, begnügte sich, gedrückten Herzens auf das Glück der Südstaaten zu hoffen, warf Truppen auf Truppen, Millionen auf Millionen nach Mexico, schwächte die französischen Cadres, leerte die französischen Arsenale und sah dennoch Ende 1864 den herandrohenden Sieg der Union, und als dessen Folge die Vertreibung der französischen Armee aus Mexico in naher Zukunft vor Augen. Um so mehr fand er sich gedrängt, den Eindruck einer solchen Niederlage durch einen großen Erfolg in Europa wieder auszulöschen.

Im Jahre 1865 schienen sich in der That die deutschen Ereignisse trefflich dazu anzulassen. Oesterreich und Preußen standen über den Besitz der Herzogthümer in bitterem Hader, welcher durch das Interesse der Mittelstaaten für den Herzog von

Auguſtenburg nur noch weiter verwickelt und vergiftet wurde. Welche Chance konnte für eine mühelose Ausdehnung Frankreichs günſtiger ſein, als ein großer, hoffentlich lange andauernder Bürgerkrieg in Deutſchland? Mit richtigem Blicke erkannte der Kaiſer, daß er bei dem heftig erregten Nationalgefühle des deutſchen Volkes in der Vorbereitung des Conflictes ſchlechterdings nicht ſichtbar werden dürfe; ſeine Meinung war alſo, eine jede der ſtreitenden Mächte im Stillen vorwärts zu locken, einer jeden ſeine befreundete Geſinnungen zu zeigen, überall ſich für die eigene Thätigkeit freie Hand zu bewahren. Dieſes Spiel führte er dann ein volles Jahr hindurch mit ſeltener Gewandtheit und eben ſo ſeltener Doppelzüngigkeit durch. Wie alle Welt in Frankreich ſetzte auch er voraus, daß die öſterreichiſche Armee der preußiſchen weit überlegen ſei, er richtete alſo ſeine Ermunterungen zunächſt an Preußen, und ohne in Biarritz mit Bismarck ähnliche bindende Abreden wie einſt in Plombières mit Cavour zu nehmen, ließ er dem preußiſchen Miniſter keinen Zweifel an Frankreichs für Preußen wohlwollender Neutralität. Er ging weiter. Um Preußens und Oeſterreichs Streitkräfte, wie er

meinte, in ein gewiſſes Gleichgewicht zu ſetzen, gab er ſehr ausdrücklich ſeine Zuſtimmung zu der preußiſch-italieniſchen Allianz, welche Venetien den Oeſterreichern entreißen und hier einen Theil des öſterreichiſchen Heeres beſchäftigen ſollte. Als dann am 3. Mai 1866 Thiers im geſetzgebenden Körper dringend warnte, als er Preußen und das deutſche Einheitsſtreben für Frankreichs größte Gefahr erklärte, als er auf Grund der Verträge von 1815 einen franzöſiſchen Proteſt gegen die deutſche Einheit forderte: da antwortete am 15. der Kaiſer durch ſeine Rede in Auxerre mit dem heftigen Worte: „Dieſe Verträge von 1815, auf die man uns jetzt verweiſen will, ich verabſcheue ſie!“ Es war unmöglich, nach dem Zuſammenhange der ganzen Lage in dieſen Worten etwas Anderes als offene Billigung der preußiſchen Politik zu ſehen.

Und nun die andere Seite! Es hätte vielleicht ſcheinen können, als ſchöſſe ein ſo energiſches, ſo unzweideutiges Auftreten des Kaiſers doch vielleicht über ſein Ziel, die ſichere Entflammung des Krieges, hinaus. Denn das hier zu Tage tretende Zuſammenſtehen Preußens, Italiens und Frankreichs, zeigte es nicht eine ſolche Gefahr für Oeſterreich,

daß trotz des ſtolzeſten Selbſtgefühls ſich dieſe Macht doch zu Nachgiebigkeit und Vermeidung des Kampfes entſchließen könnte? Napoleon hatte auch dafür geſorgt. Während er öffentlich in Auxerre für Preußen redete, ſtand er mit Oeſterreich in tief geheimer Unterhandlung. Oeſterreich hatte gegen Preußen einen viel tieferen Groll als gegen Italien und war bereits zu der Einſicht gelangt, daß es Venetien nicht lange mehr würde behaupten können. Nur wollte es die Provinz nicht verkaufen und nicht vertauſchen, ohne daß vorher ſeiner Waffenehre Genüge geſchehen wäre. So ſchloß Napoleon heimlich mit ihm am 9. Juni einen Vertrag, daß nach glücklich beſtandenem Kampfe der Kaiſer Franz Joſeph Venetien abtreten, dafür aber auf Preußens Koſten Schleſien erhalten ſollte. Damit war Oeſterreich über Frankreichs wohlwollende Geſinnungen eben ſo beruhigt, wie Preußen durch Biarritz und Auxerre, und ſein Entſchluß zum Kriege entſchieden. Fünf Tage nach der geheimen Convention, am 14. Juni, ſtellte es am Bundestage die Anträge, welche Preußen keine Wahl als die Eröffnung des Kampfes ließen. Napoleon erachtete den Erfolg ſo zweifellos geſichert, daß er

ſchon am 11. in einem Briefe an ſeinen Miniſter ſeine Zwecke der Oeffentlichkeit überlieferte. Sie lauteten: Ueberlaſſung Venetiens an Italien, Erhaltung Oeſterreichs in ſeiner großen deutſchen Poſition (damit die Eiferſucht der beiden rivaliſirenden Mächte fortwirke), beſſere Abrundung des preußiſchen Gebietes im Oſten (Preußen ſollte außer Schleſien die Rheinprovinz verlieren, und dafür die Herzogthümer und vielleicht Hannover oder Kurheſſen erhalten), feſtere Organiſation der übrigen deutſchen Staaten (nach der Entfernung Preußens vom Rheine ein neuer gegen Frankreich wehrloſer Rheinbund). Gelangte Frankreich zu dieſen Zielen, ſo war die Einverleibung des linken Rheinufers und Belgiens nur noch eine Frage der eigenen Convenienz. Und die auf ſo ausbündige Liſt geſtellte Rechnung ſchien unfehlbar nach jeder Seite. Wenn die beiden Kämpfer ſich erſt in einigen Feldzügen ihr beſtes Blut abgezapft hatten, wer ſollte dem gewaltigen Worte des dann eintretenden Vermittlers den Gehorſam zu verweigern wagen?

Es war Alles wohlbedacht, und die ſchlaue Intrigue hatte nur Einen Fehler: dieſer aber reichte hin, ſie völlig und von Grund aus zu Schanden

zu machen. Sie war gebaut auf die vermeintliche Unzulänglichkeit des preußiſchen Heeres, und ſieben Tage nach dem Beginne der Feindſeligkeiten war der Donner von Königgrätz über Europa gerollt. Das napoleoniſche Gewebe war mit eiſerner Hand zerriſſen; die Fäden flatterten im Winde. Jetzt die Forderungen des 11. Juni dem ſiegreichen Preußen vorzulegen, wäre Wahnſinn geweſen, wenn man ſie nicht auf der Spitze des Schwertes vor ſich hertrug: der Kriegs-Miniſter aber erklärte dem Kaiſer, daß er nicht im Stande ſei, eine ſchlagfertige Armee an die Grenze zu bringen. Der Schlag war zerſchmetternd, und wenn jemals eine Kataſtrophe, war dieſe gerecht und wohlverdient. Denn was Preußen jetzt gethan, wer hatte eifriger als Napoleon 1851, 1859, 1865 dazu gerathen und angetrieben? Wie nach dem italieniſchen Kriege, hatte er nur geerntet, was er ſelbſt geſäet hatte. Nach Kräften hatte er hier wie dort die nationalen Strömungen entfeſſeln helfen, er am wenigſten konnte ſich wundern, daß ſie alle Dämme durchbrachen. Aber auch beſchweren konnte er ſich nicht, wenn die Flut auch die Gegenſtände ſeiner Wünſche hinwegſpülte. Wenn jetzt Preußen jede

Landabtretung an Frankreich ablehnte, hatte der Erfinder des Wiener Vertrages vom 9. Juni einen Titel, über Undankbarkeit zu klagen? In seinem dynastischen Fanatismus hatte er alle Künste der List und des Betruges für erlaubt gehalten: jetzt war er verstrickt in den eignen Schlingen; von wem durfte er dienstwillige Zugeständnisse verlangen?

Er war seitdem ein gebrochener Mann, durch Krankheit vor der Zeit gealtert, unsicher in sich selbst; Niemand weiß es, wie viel von den Handlungen seiner letzten Jahre seinem eigenen Willen, wie viel dem Drängen seiner wechselnden Rathgeber zuzuschreiben ist. Jedenfalls je stärker die Erschütterung, desto krampfhafter klammerte er sich an die lange gehegten Wünsche an. Nachdem es nicht gelungen war, als gebietender Schiedsrichter den Frieden zu dictiren, dachte er durch freundlichen Zuspruch Preußen von der Nothwendigkeit französischer Annexionen zu überzeugen. In den Tuilerieen wirbelten die Meinungen durch einander. Drouyn de Lhuys rieth, sich auf das Begehren einzuschränken, daß das deutsche Land auf dem linken Rheinufer ein neutraler Staat würde (wobei Preu-

ßen ſtatt ſeiner Rheinprovinz vielleicht das Königreich Sachſen erhalten ſollte); Rouher mahnte, ſich mit Landau und Saarlouis zur Zeit zu begnügen und den Reſt der Zukunft vorzubehalten; die Kaiſerin erklärte dagegen in caſtilianiſchem Stolze, daß man nichts oder Alles fordern müſſe. Es war ein kläglicher Gegenſatz zwiſchen der völligen Impotenz des Handelns und dieſem imaginären Erwägen und Verfügen über deutſches Land. Das Ergebniß war zuerſt nach Rouher's Rath ein Antrag auf Ueberlaſſung der Rheinpfalz und Rheinheſſens; dann, nach Bismarck's Erklärung, daß eine ſolche Forderung der Krieg ſei, begehrte man im Sinne der Kaiſerin Preußens Einwilligung zu der Annexion Luxemburgs und für die Zukunft Preußens Beihülfe zu der Eroberung Belgiens. Wie bekannt, beſchloß Graf Bismarck in der verſtändigen Hoffnung, daß im Anblick der wirklichen Dinge die erregten Phantaſieen ſich allmählich abkühlen würden, die „dilatoriſche" Behandlung dieſer letzten Anträge; er zog die Erörterung hin, ohne eine beſtimmte Entſcheidung zu geben. Vielleicht, daß bei dieſen Geſprächen eine Aeußerung fiel, in welcher der preußiſche Miniſter ſich der Er-

werbung Luxemburgs durch die Franzoſen nicht ſchlechterdings abgeneigt zeigte; ſo hat man wenigſtens von franzöſiſcher Seite verſichert, immer ohne eine förmlich bindende Abrede anführen zu können. Wie dem auch ſein möge, man ſchritt darauf zu dem Kaufgeſchäfte mit Holland, erlebte aber, ſobald dieſes bekannt wurde, die lebhafte Oppoſition des Norddeutſchen Reichstags und den Einſpruch der preußiſchen Regierung. Wieder war man nicht in der Lage, einen Krieg führen zu können, da die franzöſiſchen Soldaten noch keine Hinterlader hatten und von der furchtbaren Ueberlegenheit der Zündnadel gründlich überzeugt waren; mit knirſchendem Zorne begnügte man ſich, nach Uebereinkunft der fünf Großmächte, mit dem Abzug der preußiſchen Garniſon aus Luxemburg und der Neutraliſation des kleinen Landes. Aber ein concentrirter Haß blieb in dem Herzen des Kaiſers zurück. „Herr von Bismarck hat mich dupirt!“ rief er mit blitzenden Augen; „ein Kaiſer der Franzoſen darf ſich nicht dupiren laſſen.“ Trotzdem aber möchte ich nicht behaupten, daß er den Ueberzeugungen ſeiner früheren Jahre völlig untreu geworden, daß er den Krieg mit Preußen jemals gewünſcht, jemals mit einem

anderen Gefühle als dem einer gewissen Beklemmung an denselben gedacht hätte. Gleich nach der schließlichen Vereinbarung über Luxemburg hörte ich ihn äußern: „Es ist ein Glück, daß man ein ehrenhaftes Abkommen gefunden hat; hätten wir brechen müssen, der Krieg wäre furchtbar geworden.“ Aber allerdings die Kraft des Entschlusses, einen solchen Krieg zu vermeiden, war durch die neueste Erbitterung wesentlich verringert. Und nun wuchs ihm von allen Seiten her die Wahrnehmung entgegen, daß wegen der inneren Zustände Frankreichs der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei. So weit seine Correspondenz aus diesen letzten Jahren bekannt geworden, mit Rouher, Moustier, Drouyn de Lhuys, ist sie von dem unabsehbaren Eindruck erfüllt, welchen Preußens plötzlicher Aufschwung im Lande gemacht. „Alle Oppositionsblätter“, schrieb Rouher, „wiederholen täglich Thiers' entsetzliches Wort: Frankreich ist auf den dritten Rang herabgesunken.“ In der That, wohin man damals in Paris blicken mochte, begegnete man solchen Stimmungen. Die Politiker erwogen, daß durch die bevorstehende Einheit Deutschlands die Sicherheit Frankreichs schwer bedroht und nur durch Er-

weiterung ſeiner Grenzen herzuſtellen ſei. Die Armee war von der Begierde erfüllt, Revanche für Sadowa zu ſuchen, den Preußen zu zeigen, daß nicht ſie die erſten Soldaten der Welt ſeien. Die Republikaner hielten unermüdlich dem Kaiſerreich das jämmerliche Fiasco ſeiner politiſchen Berechnungen vor. Die Clericalen hetzten und ſchürten gegen das proteſtantiſche Oberhaupt des neuen Deutſchland. Die Bonapartiſten lebten der Ueberzeugung, daß nur kriegeriſche Triumphe den ſinkenden Glanz der Dynaſtie wieder erfriſchen könnten. Nun ſtand es trotz aller dieſer Gährung ganz ſicher nicht ſo, daß die Regierung, wenn ſie am Frieden feſthielt, deßhalb ſogleich den Sieg einer Straßenemeute zu befürchten gehagt hätte. So lange die Armee treu blieb, war dergleichen unmöglich. Aber eben an dieſer Stelle lag die eigentliche Gefahr: daß die Zuverläſſigkeit des militäriſchen Gehorſams keine unbedingte war, hatte Frankreich 1830 und 1848 erlebt, und gerade für die Stimmung der Truppen gab es kein ſchärferes Gift, als die ſtete Wiederholung des Satzes von der Erniedrigung Frankreichs. Was half es unter dieſen Umſtänden, daß Millionen kleiner Bürger und ruhiger Bauern im

Lande keinen andern Wunsch als Frieden hatten: sie waren die träge, unwirksame Masse; der handelnde, redende, schreibende Theil der Nation that aus den widersprechendsten Gründen alles, was die Regierung in die Kriegspolitik hineinwerfen mußte. So nahm sie denn Schritt auf Schritt ihre einleitenden Maßregeln. Eine neue Heeresorganisation wurde begonnen, mit unendlicher Thätigkeit das fehlende Kriegsmaterial in Fülle ergänzt, in kurzer Frist anderthalb Millionen Chassepots angefertigt, nur daß nach Niel's Tod sein durch höfische Einflüsse beförderter Nachfolger Le Boeuf entschieden nicht die Fähigkeit besaß, Ordnung und Zusammenhang in die kolossale Verwaltung des Kriegs-Departements zu bringen. Eben so strebte man auf dem diplomatischen Felde, seine Vorkehrungen zu treffen. Fruchtlos blieb ein Versuch zu einer Annäherung an Rußland; Kaiser Alexander war fest in seiner guten Gesinnung für Preußen, und daß bei seinem Besuche in Paris 1867 ein Pole einen Mordanfall auf ihn machte und die Bevölkerung die lebhafteste Theilnahme für den Thäter zur Schau trug, war nicht geeignet, des Kaisers Zuneigung zu Frankreich zu erhöhen. Ein

anderer Alliirter, auf welchen Napoleon wegen der persönlichen Gesinnung König Victor Emanuel's rechnete, war Italien. Freilich warf Frankreich im Herbst 1867 bei einem neuen Freischarenzuge Garibaldi's auf's Neue eine Besatzung nach Rom und rief dadurch in einem großen Theile der Nation und des Ministeriums wieder die stärkste Erbitterung gegen Frankreich hervor. Wie es heißt, hatte man indessen dafür ein besonderes Auskunftsmittel in Bereitschaft: die Königin Isabella, welche mit der Kaiserin Eugenie in glühender Verehrung der Kirche wetteiferte, soll einverstanden gewesen sein, die französische Schutztruppe in Rom durch eine spanische abzulösen, so daß ohne Gefährdung des Papstes Frankreich von jener dornenvollen Position hätte zurücktreten können. Wenn sich dies in Wahrheit so verhielt, so war einer solchen Hoffnung kein langer Bestand vergönnt. In dem Augenblicke, in welchem Isabella zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiserpaare nach Biarritz aufbrach, trat in Spanien die Revolution ein, welche ihren Thron in Trümmer warf. So blieb die französische Garnison in Rom, und in Folge dessen Frankreichs Verhältniß zu Italien völlig unsicher.

Digitized by Google

Um ſo erquicklicher war es für Napoleon, daß Oeſterreich höchſt bereitwillig ſeiner Aufforderung entgegenkam. Wie wir neulich durch die Beuſt-Gramont'ſche Correſpondenz erfahren haben, wurde auf der Salzburger Zuſammenkunft der beiden Monarchen im Sommer 1867 der Grund zu vertraulichen Beziehungen gelegt, dann in den beiden folgenden Jahren durch eigenhändige Correſpondenz der Souveraine dieſe Freundſchaft weiter ausgebaut und vielfache Erwägungen über Krieg und Frieden zwiſchen Beuſt und Gramont gepflogen, bei welchen Beuſt vornehmlich betonte, daß Frankreich den Anlaß zum Kriege, wenn irgend möglich, in einer nicht deutſchen Frage ſuchen möge. Es war kein feſter Vertrag geſchloſſen, die beiderſeitige Bereitwilligkeit ſchien jedoch über jeden Zweifel erhaben.

Von den letzten Evolutionen des Kaiſerreichs auf dem Gebiete der inneren Politik ausführlich zu reden, würde ſich der Mühe nicht verlohnen. Es zeigten ſich Deficit, Mißvergnügen, wachſende Oppoſition. Zugleich aber brachte das etwas erweiterte Vereinsrecht und die etwas erleichterte Preßfreiheit ſolche Maſſen radicaler Rohheit zum Vorſchein, daß die Mittelclaſſe wieder jedem Ge-

danken an politiſche Convulſionen gründlich abhold wurde. Ein zwingender Grund zu liberalen Reformen lag alſo nicht vor, und am wenigſten konnte für eine etwaige Kriegspolitik eine Erweiterung der öffentlichen Debatte in der Preſſe oder in den Kammern erwünſcht ſcheinen. Wenn ſich alſo Ende 1869 Napoleon dennoch zu einer Syſtemänderung im liberalen Sinne entſchloß und an die Stelle Rouher's den parlamentariſch geſinnten Ollivier berief, ſo war das nicht ſo ſehr das Ergebniß einer preſſenden Lage, als die Frucht eines perſönlichen Zerwürfniſſes zwiſchen Rouher und dem Präſidenten des geſetzgebenden Körpers, Schneider, welcher in einer weitverzweigten Hofintrigue den Widerſacher zu Falle zu bringen wußte. Aber nachdem Ollivier mit großem Pomp einige Monate lang ein verantwortliches conſtitutionelles Miniſterium inſcenirt hatte, war Rouher die vollſtändige Wiedergewinnung des alten Einfluſſes gelungen, ſo daß Ollivier gelegentlich lange Zeit im kaiſerlichen Vorzimmer wartete, während drinnen Rouher mit den beiden Majeſtäten das neue Plebiscit, d. h. den Rückfall aus der parlamentariſchen Regierung in die demokratiſche Dictatur

erwog. Als das Plebiscit dem Kaiser wieder sieben Millionen Stimmen geliefert hatte, war der Sieg der reinen Bonapartisten und damit der kriegerischen Politik entschieden und führte zunächst die Berufung Gramont's aus Wien in das auswärtige Amt herbei. Wenige Wochen später stand die spanische Candidatur Hohenzollern auf der Tagesordnung des gesetzgebenden Körpers.

Wenn ich recht unterrichtet bin, hatten einzelne Führer der spanischen Revolution schon vor der Entthronung Isabella's an einen katholischen Hohenzollern als an einen möglichen Beherrscher Spaniens gedacht und darüber den düsseldorfer Hof sondirt. Schon damals, und noch viel eifriger im Jahre 1870, haben dann zahlreiche französische Stimmen den Grafen Bismarck angeklagt, daß er sowohl den Sturz Isabella's als die Candidatur Hohenzollern eingefädelt habe, um Frankreich damit in einen unheilvollen Krieg hinein zu locken. Es ist dafür niemals der Schatten eines Beweises erbracht worden, vielmehr haben die Spanier umgekehrt höchst bestimmt erklärt, daß sie stets nur mit dem Fürsten von Hohenzollern und niemals mit der preußischen Regierung verhandelt haben. Jedenfalls

hätte Gramont ein ſolches Spiel des preußiſchen Miniſters ſehr leicht vereiteln können, wenn er die Frage nicht in drohender Sprache auf die Tribüne, ſondern in diplomatiſcher Form vor die Großmächte gebracht hätte, und nimmermehr wird es einem unbefangenen Urtheiler einleuchten, daß Graf Bismarck, der 1867 bei der in Deutſchland höchſt populären Luxemburger Frage vom Kriege abgerathen hatte, drei Jahre ſpäter ſich einen in Deutſchland völlig unpopulären Kriegsfall ausgeſucht hätte. Umgekehrt iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß Gramont, eingedenk der Beuſt'ſchen Rathſchläge, hier eine nicht deutſche Frage mit Begierde als zweckmäßigen Vorwand des Haders ergriffen hat. Er, Leboeuf und Rouher ſtürmten vorwärts, riſſen den früher deutſchfreundlichen Ollivier mit ſich fort, und errangen in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli, wahrſcheinlich durch den Einfluß der Kaiſerin, die Zuſtimmung des bedenklich zaudernden, unſchlüſſig brütenden Kaiſers. Am 15. wurde der Krieg in Paris verkündigt. Oeſterreich hatte bis dahin die ſpaniſche Frage nicht für glücklich gewählt erachtet, jetzt aber gewann auch in Wien die Kriegspartei die Oberhand und verhieß, Frankreich ſo

weit wie möglich mit den Waffen zu unterſtützen und nach Vollendung der erforderlichen Rüſtungen Anfangs September zur Kriegserklärung gegen Deutſchland zu ſchreiten. Weiter aber gedieh das Einverſtändniß nicht; der in Paris ausgearbeitete Entwurf eines förmlichen Bündniſſes gelangte nicht zum Abſchluß. Wie ſich Italien in der Kriſis verhielt, wiſſen wir nicht; es heißt, daß eine anſehnliche Partei und der König ſelbſt für die franzöſiſche Allianz geweſen wäre; bei der Stärke der Oppoſition aber hätten ſie (nach der Erzählung des Univers) in dieſem Sinne nur dann zu handeln gewagt, wenn Napoleon ihnen Rom hätte überliefern wollen, und durch ſeine Ablehnung dieſes Begehrens wäre ſchließlich ihre Neutralität entſchieden worden. Wenn dieſe Angabe begründet iſt, ſo hat ſich die römiſche Frage für Napoleon am Schluſſe ſeiner Herrſchaft eben ſo verhängnißvoll wie am Beginne derſelben erwieſen.

So ging Frankreich in den gewaltigſten Kampf des Jahrhunderts, nach vielfachen Vorbereitungen in keiner Hinſicht und an keiner Stelle fertig, ohne ſicheren Entſchluß, ohne feſten Plan, im Grunde, obgleich man ſelbſt den Krieg vom Zaun gebrochen,

eben ſo wie 1859 von dem Ausbruche überraſcht. Gepreßten Sinnes meldete der Kaiſer in ſeiner Proclamation dem franzöſiſchen Volke, daß man einem ſchweren Kampfe entgegenſehe; nach den erſten Unglücksfällen war er völlig überwältigt und ließ in ſtummer Regungsloſigkeit das Verderben ſich vollenden. Auch hier am Schluſſe des Ganzen kann man nur wiederholen: es hat nie eine vernichtendere, aber auch nie eine gerechtere Kataſtrophe gegeben. Die Niederlage war verdient, mag man die Mittel oder die Zwecke des Unternehmens prüfen. Ein Kriegs-Miniſter, der die koloſſalſten Vorräthe aller Orten ſonſt, nur gewiß nicht an der richtigen Stelle hatte. Ein Miniſter des Auswärtigen, der den Bruch überſtürzte, anſtatt die Unterhandlungen bis zum Abſchluſſe ſeiner Bündniſſe hinzuziehen. Vor allem aber der Monarch ſelbſt, der, von der falſchen Ruhmliebe ſeines Volkes gedrängt, alle Vorausſetzungen ſeiner wirklichen Lage verkannte.

In einer Zeit, wo die großen Nationen Europas in naturgemäßer Entwicklung nach Einheit, Selbſtſtändigkeit und geordneter Freiheit rangen, trachtete er eine abgeſchwächte und verbeſſerte Auflage des

Weltreichs zu liefern, welches ſein großer Vorfahr unter den Stürmen einer wilden Revolution auf den Trümmern unſerer zerrütteten Feudalſtaaten aufgerichtet hatte. Er unternahm es, ein kluger, begabter und gebildeter Geiſt, dem nur gerade die wichtigſten Fähigkeiten abgingen, mit welchen der Oheim die Umgeſtaltung Europas vollbracht hatte, die Luſt an der Gefahr, der ſtürmende Muth, die ſcharf zutreffende Berechnung. Ein unermüdlicher Theoretiker, der nie aus einer ſeltſamen, von Wahrheit und Irrthum gemiſchten Atmoſphäre herauskam, hatte er von dem Oheim nichts geerbt, als das Eine, was ihn zu Grunde richtete, die fataliſtiſche Hingebung an eine unmöglich gewordene Aufgabe. Von Natur gut und wohlwollend, wurde er in dieſem Streben immer tiefer in alle Sünden des Fanatikers gedrängt: er wurde, wie der große Zweck es gerade forderte, liſtig und lügneriſch, gewaltthätig und unbarmherzig, ohne dadurch an Entſchloſſenheit und Einſicht zu gewinnen. Im Gegentheil, anfangs mit dem Vorſatze der Mäßigung erfüllt und nur auf Beherrſchung des romaniſchen Südens gerichtet, riß ihn, einmal die abſchüſſige Bahn betreten, der dämoniſche Reiz un-

widerſtehlich mit ſich fort; was ihm in Italien nur halb gelungen, ſuchte er ſeit 1864 auch in Deutſchland durchzuführen, uneingedenk, wie entſchieden er einſt ein ſolches Verfahren des Oheims als Urſache der endlichen Niederlage getadelt hatte. Es war, nach ſeinen eigenen früheren Worten, der Anfang des Endes. Verblendet über die Stärke des Gegners ſandte er ſeine Turcos an den Rhein: Deutſchlands geſunde und geſammelte Kraft ſchlug ihn und ſein ſtolzes Gebäude zu Scherben.

283.798

Druck von Fiſcher & Wirth in Leipzig.

30¢

Verlag von Max Cohen & Sohn in Bonn.

Heinrich von Sybel:

Ueber die Entwickelung der absoluten Monarchie in Preußen. 1863. 7½ Sgr.

Ueber die Gesetze des historischen Wissens. 1864. 7½ Sgr.

Preußen und Rheinland. 1865. 7½ Sgr.

Das neue Deutschland und Frankreich, Sendschreiben an Herrn Forcade in Paris. 1866. 7½ Sgr.

Die deutschen und die auswärtigen Universitäten. 1868. 6 Sgr.

Die Gründung der Universität Bonn. 1868. 6 Sgr.

Ueber die Emancipation der Frauen. 1870. 5 Sgr.

Was wir von Frankreich lernen können. 1872. 5 Sgr.

Die Lehren des heutigen Socialismus u. Communismus. 1872. 10 Sgr.

Am Denkmal Stein's. 1872. 5 Sgr.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig